

## **Vergißeinnicht 1909**

3 (1909)

---



# Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift der  
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Bruckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen  
sind zu richten an:  
Frater Edmund Küpper, O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill  
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

27. Jahrgang.  
Nr. 3

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 1.50,  
direkt franko zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Ueberzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.

Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu  
Gunsten der armen  
Heiden in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmichnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Postanweisung.



Köln a. Rh.  
März 1909.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmichnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

Für die Abonnenten  
des Vergißmichnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Abteikirche zu  
Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.

Kaffernkinder in Kleidchen von unseren Wohltätern geschenkt.  
„Vergelt's Gott!“



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

### Im Frühling.

Grüß Gott, du lieber Frühlingswind!  
Du darfst bei mir nicht säumen!  
Flieg fort, flieg fort in den Wald geschwind,  
Da liegt noch alles in Träumen.

Die Blätter in den Knospen weck',  
Sie sollen säuselnd sprechen!  
Und hilf dem Veichen im Dornversteck,  
Die Kneulein aufzuschließen!

Und sag' den Vögeln im ganzen Wald,  
Der Winter sei zerronnen,  
Daß jeder Busch und Wipfel schallt,  
Und heiße rieseln die Bienen!

Und wo ein trauernd Herze sinnt,  
Das sollst du ins Freie loden,  
Und wo eine stille Träne rinnt,  
Da weil' und küsse sie trocken!

Oskar von Redwitz.

### Auf dem Wege nach Mariannhill.

Es war in Köln am 21. Oktober 1908, da saßen in der Nebenstube eines Hotels, nicht weit vom Hauptbahnhof entfernt, 14 junge Männer beieinander, zu denen sich später noch zwei andere gesellten. Die Abendstunde war schon ziemlich vorge schritten, und das elektrische Licht beleuchtete scharf die Gesichtszüge der einzelnen. Wohl waren diese 14 am verfloßenen Tag schon stundenlang miteinander in der Eisenbahn gefahren, allein, da sie sich der Mehrzahl nach heute zum erstenmal sahen, hatten sie noch gar nicht gewußt, welche der vielen Mitreisenden eigentlich zu ihnen gehörten. Aber jetzt, im trauten, hellen Zimmer, das die 14 gerade bequem saßen, rückten sie einander rasch näher. Es brauchte nicht viele zeremonielle Vorstellungen und Erklärungen, jeder wußte, aus welchem Grund der andere da war. Ein großer Gedanke hatte sie alle hierher geführt, der Gedanke, in einem strengen Kloster aufrichtig Gott zu dienen und sein Heil zu wirken, in einem Kloster, das fern im Süden Afrikas gelegen, sich noch dazu den hehren Zweck gesetzt, das Land zu kultivieren und seinen Bewohnern die höchste Kultur, die des Christentums, zu bringen. Also nach Mariannhill, zu den Trappisten, das war die allgemeine Lösung!

Vertreten waren die verschiedensten deutschen Länder und Dialekte. Bayern stellte davon die Hälfte (Unterfranken allein vier), Württemberg schickte zwei, Schlesien und Westfalen je einen; außerdem kamen zwei von Oesterreich und einer aus der Schweiz. Die zwei erwähnten Neuankömmlinge waren bereits Trappisten; sie waren vom Kloster in Missionsangelegenheiten nach Europa geschickt worden und kehrten nun (natürlich in Zivil) wieder nach Mariannhill zurück. Anfangs wollte die Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen, den meisten war vom vielen Abschiednehmen noch das Herz schwer, Kopf und Gedanken wirr, dazu kamen die verschiedenen Dialekte. Der biedere Schweizer wurde mit seinen tiefen Kehllauten oft gar nicht verstanden, am meisten Humor dagegen brachte ein oberbayerischer Schneider in die kleine Versammlung.

In kurzem waren alle ein Herz und eine Seele. Das konnte man sehen, als sie zwei Tage darauf im Gasthofsaal der Liverpool-Station in London beisamen saßen. Von Köln war es inzwischen durch Holland und über die Nordsee nach England gegangen. Hier wurden zunächst die vielen Gepäcksstücke auf das starkgebaute Deck zweier mächtigen Rutschen geladen, die 16 stiegen ins Innere, und nun ging es in scharfem

Trab wohl über eine Stunde lang durch Londons belebte Straßen, bis wir endlich zu den Docks kamen. Hier erwartete uns das Schiff, das für volle vier Wochen unser Heim, unsere Kirche und Schule, unser Promenadeplatz, Spielraum und Musikzimmer, kurz alles sein sollte. Wie es sich von selbst versteht, hielten wir in allem treu zusammen. Mit uns machten die weite Seefahrt sieben Dominikanerinnen; eine davon trug schon den Habit, die anderen sollten ihn erst in Mrita bekommen. Ihre Missionsstation ist nicht allzuweit von Mariannhill entfernt; sie geben sich namentlich mit der Erziehung der Kinder südafrikanischer Kolonisten ab. So bildeten wir auf dem Schiffe eine kleine katholische Gemeinde.

Das Wetter war während der ganzen Seereise so günstig, daß wir jeden Tag die hl. Messe feiern konnten. Am Herz Jesu-Freitag und jeden Sonntag wurden dabei auch unsere schönen deutschen Kirchenlieder gesungen, und fand zum Schluß auch eine kleine Predigt statt. Am Abend hielten wir jeden Tag unsere gemeinsame Rosenkranzandacht. Die letzten paar Tage, wo wir in einen besseren Salon übersiedelten, aber nicht mehr so ausschließlich unter uns waren, sogar im Freien auf dem Hinterdeck.

Hier dürfte der Platz sein, etwas über den Stand der einzelnen Postulanten zu sagen. Wie oben angedeutet, war einer derselben Priester. Er hatte einen Reisealtar mit allen heiligen Gefäßen und Gewändern bei sich, und es war für uns alle kein geringer Trost, jeden Tag dem hl. Meßopfer beiwohnen und so oft die hl. Kommunion empfangen zu können. An vielen Tagen kommunizierten alle 22, fast immer über die Hälfte. Auch schlossen sich uns zwei Isländerinnen an; sie verstanden zwar kein Deutsch, doch konnte sich der Priester mit ihnen hinreichend in Englisch verständigen. Zwei der übrigen Postulanten waren Kaufleute, einer ein junger Schreiner, zwei andere hatten das humanistische, bezw. das Realgymnasium besucht, und ein anderer in einem Bergwerk gearbeitet. Diese alle studierten, da sie Aussicht hatten, in Mariannhill unter die Chorreligiosen eingereiht und somit noch Priester zu werden, fleißig Latein, auch Englisch, wozu sie sich mit Büchern und sonstigen Hilfsmitteln reichlich versehen hatten. Von den übrigen war einer ein Maler, ein anderer ein Maurer, Schlosser, Fabrikarbeiter, Schreiner und Schneider. Ihr Alter differierte zwischen 17 und 38 Jahren. Sie wurden unter die Brüder eingereiht und kamen alle mit dem Gedanken, im Kloster ihre eigene Seele zu retten und ihre Kräfte in den Dienst der Mission zu stellen. Denn in einem



Missionskloster ist in seiner Art jeder Missionär, der eine durch Lehre und Unterricht, der andere durch Handarbeit, durch Geber, Opfer und die Macht des guten Beispiels.

Recht vergnügte Stunden haben wir zumal an den Abenden auf dem Schiff verlebt. Nach beendigter Rosenkranzandacht setzten wir uns zusammen und sangen unsere schönsten heimatlichen Lieder, bald frisch und kräftig wie „es braust ein Ruf wie Donnerhall“ und andere patriotische Weisen, bald in sanfter, fast wehmütiger Melodie, wie die verschiedenen Heimat- und Abschiedslieder. Als Musik-Instrumente hatten wir Zither und Mundharmonika zur Hand. Einige vierstimmige Herz-Jesu- und Marienlieder übten wir zusammen erst auf dem Schiffe ein. Die fremden Passagiere lauschten unsern Gesängen mit großem Interesse und Vergnügen. Zuweilen beteiligten wir uns auch auf dem Verdeck am Ring- und Scheibenwerfen, und wenn es recht lustig herging, verfliegen wir uns sogar zum „Schwarzen Peter“. Begreiflich, daß uns zum Schluß, als wir das Schiff, den „Arondale Castle“, verlassen mußten, eine gewisse Wehmut beschlich, denn unsere Herzen waren mit ihm ordentlich verwachsen, obschon es dem einen und andern aus uns, besonders dem braven Schweizer, durch die Seefrankheit böß mitgespielt hatte.

Wir hatten zwar niemals einen ernstesten Sturm, dennoch aber schwankte zuweilen das Schiff bedeutend. Kam dann bei manchem die Seefrankheit zum Durchbruch, so konnte man wohl auch den stillen Seufzer hören: „D wären wir doch einmal am Ziel und auf dem Festland!“ In Southampton, Teneriffa und Capstadt hatten wir kurzen Aufenthalt; wir benützten ihn jedesmal, um ans Land zu gehen und kehrten, wenigstens an den beiden letztgenannten Orten, mit ganzen Körben voll südländischer Früchte beladen an Bord zurück.

Endlich am 19. November abends landeten wir im Hafen von Durban und am nächsten Tage ging's

nach Mariannhill. Hochw. P. Prior selbst holte uns nebst einem Bruder in Durban ab. Von hier bis Pinetown ging es eine Stunde lang per Bahn, dann hieß es aussteigen. Ein kleines Wägelchen nahm zunächst vier von uns auf, die übrigen 12 machten sich auf einem mit acht Maulseeln bespannten Wagen, der zugleich ihre Koffer und Gepäcksstücke aufnahm, zurecht. Ein Bruder fungierte als „Kutscher“, dem ein hochgewachsener Kaffernjunge zur Seite ging, dessen riesige Bambuspeitsche das ganze achtspännige Gefährt be-

herrschte. Bei jedem Hieb lachte er hell auf und zeigte dabei eine glänzende Doppelreihe der schönsten weißen Zähne.

Der Weg war ziemlich gut, nur einmal ging es durch einen Bach, dessen Brücke beim letzten Hochwasser weggeschwemmt worden war. Bald begannen die Mariannhiller Waldanlagen, es grüßte von ferne der Schweisternkonvent, die neudoppeltürmige St. Josephskirche, und nun bog es gegen rechts zu in das große Portal ein, von dem uns gar freundlich die Mariannhiller Patrone, St. Anna und Maria, entgegengrüßten und auf dessen First in großen eisernen Buchstaben geschrieben steht: „Ora et labora!“ (Bete und arbeite.)

Fünf Minuten später — es war kurz nach 1 Uhr, Freitag, den 20. Nov. — knieten wir alle vierzehn gesund und wohlbehalten in der Klostertirche von Mariannhill. Es traf sich gut, es war gerade der Vorabend von Maria-Opfer-

ung. Wir wissen recht gut, daß nun ein strenges Opferleben für uns beginnt, allein wir wissen auch, daß Gott jedes Opfer, in reiner Gesinnung gebracht, mit seinem Segen begleiten wird. Viele Passagiere fuhren mit uns auf dem gleichen Schiff, reiche Engländer, die hier in Südafrika nur Lust und Vergnügen suchten, auch Leute aus ärmeren Klassen, die auf den Goldfeldern Johannesburgs schnell reich zu werden hofften. Schließlich sind die wahren Goldgräber doch wir selbst; unser Gewinn ist ein sicherer, übertrifft an Wert alle Schätze der Welt und dauert die ganze Ewigkeit.



P. Isebard, Prior von Mariannhill, und Bruder Garcia, sein leibl. Bruder.



goldbraunen Haaren. Dieser heulte laut bei der Leiche seines Herrn, legte die Vordertagen auf seine durchbohrte Brust und bewachte ihn Tag und Nacht. Am vierten Tag fand man ihn tot neben seinem Herrn, und jetzt erst wurde der König von dem inzwischen zurückgekehrten Volk begraben. —

Besonders lebhaft sind mir ferner aus meiner Jugendzeit noch in Erinnerung die vielen Jagden. Namentlich gab es damals in hiesiger Gegend eine Anzahl von Wildschweinen. In förmlichen Herden liefen sie in den Wäldern umher, kamen aber auch öfters heraus und richteten in den Feldern und Gärten großen Schaden an. Der Chieff Matschiman, Nodokmanas Nachfolger, veranstaltete daher öfters große Jagden. War das nun eine Freude für uns junge Burschen! Was den gegenseitigen Wettstreit noch bedeutend steigerte, war ein vom König ausgesetzter öffentlicher Jagdpreis. Wer wird ihn wohl erringen? Einige Stimmen nannten schon zum voraus Duma, mich, den Erstgeborenen meines Vaters, als den mutmaßlichen Sieger. Und so kam es auch. Gegen Sonnenuntergang kamen die Jäger, zahlreiche junge Männer und Burschen — ich zählte damals noch zu den jüngsten — vor dem Königsstraale zusammen. Sie hatten gute Arbeit gemacht; ihre Keulen und Affagais triffen vom Blute der erlegten Wildschweine; der Preis aber gehörte mir! Ich hatte es namentlich auf die Ober abgesehen, weil dies am meisten Ruhm einbrachte. Hatte ich einen erlegt, so schnitt ich ihm die Ohren ab, und brach ihm die Hauer aus, und bewahrte sie auf, teils als Beweis des eigenhändig erlegten Wildes, teils als Trophäe. Als ich mich am Abend mit den übrigen Jagdgenossen vor meinem Vater, dem Induna, und dem Könige aufstellte, hing ich übermüht von den Ohren und Zähnen der erlegten Wildschweine! Gab das nun ein Hallo unter dem ganzen Volk! Ich, an Jahren beinahe der Jüngste, hatte den Jagdpreis gewonnen und erhielt aus dem Königsstraal drei fette Ochsen! —

Uebrigens gab es damals auch sehr gefährliche Jagden. Bevor ihr Weiße zu uns kamt, war hier alles viel wilder: das Volk, denn wir liefen alle fast nackt umher, und der Kriege, Raubereien und Streitigkeiten war kein Ende; das Land, denn es war größtenteils unbebaut; von so schönen Gärten und Feldern, wie sie heutzutage unsere Niederlassungen umgeben, wußte man damals gar nichts; und auch die Tiere. Wie schon vorhin angedeutet, gab es damals viel mehr Wild als jetzt. Besonders gefürchtet waren die Leoparden; sie bildeten eine wahre Landplage, fielen zur Nachtzeit das Vieh in unsern Zibayas an und schleppten auch manches Stück von der Weide weg.

Um diesem Uebel einigermaßen zu steuern, veranstaltete der Chieff eines Tages eine große Leopardenjagd. Das war nun ein gefährliches Unterfangen und ich hätte dabei beinahe das Leben verloren. Die Sache war so: Wir waren in großer Zahl versammelt, denn alle Burschen und jungen Männer, sogar der Chieff mit seinen Indunas waren zur Jagd ausgezogen. Die meisten waren nur mit Stöcken und Affagais bewaffnet, nur einige wenige hatten Feuerwaffen. Zum Aufspüren des Wildes benützten wir ganze Rudel von Hunden. Endlich war es uns gelungen, einen gewaltigen Leopard an seinem Versteck zu treiben. Unter furchtbarem Gebell stürzten die Hunde dem fliehenden Tiere nach, dem es jedoch ein zweitesmal gelang, sich im Urwald zu verbergen.

Mit peinlichster Sorgfalt suchten wir alles ab; umsonst, von dem flüchtigen Leoparden war nirgends eine Spur zu sehen. Auf diese Weise trennte ich mich mehr und mehr von meinen Genossen; nur einer der verwegenen Jäger wagte sich mit mir in ein besonders stacheliges, fast undurchdringliches Dickicht. Da auf einmal bemerkt mein Freund die funkelnden Augen des Raubtieres! Es saß auf dem niedrigen Astwerk eines Baumes, unter dem ich gerade hindurchzuziehen wollte. Er hatte eben noch Zeit, mir ein warnendes Zeichen zu geben, da erblickte auch ich die greuliche Bestie. Im nächsten Augenblick sitzt ihr mein Affagai im Rachen. Das Tier faucht, heult und brüllt, daß mir die Ohren gellen! Mein Genosse ist vor Schrecken wie gelähmt. Ich selbst drücke das schwer verwundete, aber keineswegs unschädlich gemachte Tier aus Leibeskräften gegen den Baumstamm. Es dreht und windet sich in seinem Schmerz mit unsäglichem Wut; jetzt noch ist mir's, als sehe ich den weit ausgesperrten Rachen mit den scharfen, gierigen Zähnen, die funkelnden Augen und die mächtigen Taten! Schon beginnt mein Arm zu erlahmen. Weh mir, wenn nicht schleunige Hilfe kommt! Die rasende Bestie hätte mich buchstäblich in Stücke zerrissen. Da, in der höchsten Not eilt mein zweitältester Bruder herbei. Er ist mit einem Gewehr bewaffnet und jagt dem immer wilder sich gebärdenden Tiere eine Kugel in den Kopf. Ich war gerettet, ja ich hatte in dem ungleichen Kampf nicht einmal eine Wunde davongetragen.

Wie staunte der König mit all' seinen Indunas, als er kurz darauf persönlich herbeikam und dieses Prachtexemplar von einem Leoparden schaute! Mein Name war fortan in aller Mund; alles pries mich als den Helden, den Unbesiegbaren, und die Augen der intombis (erwachsenen Mädchen) hingen mit Bewunderung an mir. Jede von ihnen rechnete es sich zur Ehre an, von mir ein freundliches Wort zu erhaschen.

Ich sehe, Inkojavana, du lächelst, daß ich, ein fast hundertjähriger Greis, von meinen izindaba zendhliziyo (Herzensangelegenheiten) rede. Gewiß, das ziemt sich an sich nicht, allein ich wollte dir eben meine ganze Lebensgeschichte erzählen, und deshalb wollte ich auch diesen Punkt in Kürze berühren. Neigung zur Heirat verspürte ich erst in späteren Jahren. Was sollte ich mir jetzt schon einen eigenen umuzi (Kraal) bauen? Ich lächelte daher bloß über die törichten Mädchen, die mich rings, wie die Bienen den Honig, umschwärmten. Nur ein großes, starkes Mädchen mit auffallend hellen Gesichtszügen war es, deren Liebe ich einigermaßen erwiderte; allein sie war die Tochter eines Häuptlings, und ihr Vater hatte sie bereits einem andern jungen Manne versprochen. Sie aber liebte ihn nicht, ihr Herz gehörte mir. Das wußte ihr Bräutigam und daher forderte er mich eines Tages zum Zweikampf heraus. Er war ein großer, starker Mensch und überragte mich beinahe um die ganze Kopflänge. Da er jedoch, wie so viele andere, der Ueberzeugung war, ich sei unverwundbar, so verschmähte er jede Waffe; bloß die reine Körperkraft sollte zwischen uns entscheiden. Ich stimmte zu und erwartete ruhig seinen Angriff. Da kam er nun wie ein Stier auf mich losgerannt, ich aber legte meine sehnigen Arme um seinen Leib und preßte ihn so fest an meine Brust, daß ihm schon nach kurzer Zeit der Atem ausging und er zuletzt matt und schlaff wie ein Mehlsack an mir herunterglitt. — Er war



beseigt, glaubte aber, ich stehe mit Zauberern in Verbindung. Tatsächlich aber war es u Somandhla (der Allmächtige), den ich damals allerdings weder kannte noch verehrte, der mir solche Klugheit und Kraft verlieh.“

„Ich danke dir, Väterchen“, unterbrach ich hier den redseligen Greis, „es ist genug für heute.“ Ich machte Anstalten, meine Matte aufzurollen und fortzugehen; er aber willigte nur ungern ein. „Müde bin ich noch lange nicht“, versicherte er, „ich könnte noch stundenlang weiter erzählen, denn mein Kopf ist hell und meine Brust gesund; bloß die Füße, die Füße!... Doch wie du befehlst, Intosazana, geh' mit Gott und komme bald wieder!“

### Missions-Erinnerungen.

Von Rev. P. Wilhelm, O. C. R.

(Schluß)

Nachdem meine Nahrungsorgen gehoben waren, tauchte eine neue Schwierigkeit auf: die Geldnot. Wie schon früher bemerkt, lag unsere Neugründung mitten im Weideland der Kassern. Wollte ich nun einen Garten anlegen, um darin Kartoffeln, Gemüse oder etwas dergleichen zu pflanzen, so mußte ich das betreffende Stück Ackerland vor allem mit einem Zaun umgeben. Nun ist die hiesige Gegend äußerst holzarm. Lourdes, das 120 engl. Meilen von Marialinden entfernt ist, wollte mir mit Pfosten, Draht usw. aus- helfen, doch mußte ich die Sachen auf eigene Kosten holen lassen. Es fehlte mir alles: Wagen, Zugvieh und Geld. Nach langem Suchen fand ich endlich jemand, der mir die Fracht von Lourdes holte, doch forderte er einen Preis von L 6 (120 Mark) für jeden der beiden Wagen. Woher diese Summe nehmen? Schon waren die Fuhrleute mit ihrer Fracht auf dem Rückweg von Lourdes nach Marialinden begriffen und diese wollten natürlich sofort bezahlt sein. Ich aber hatte noch immer keinen Sixpenze in der Tasche. Da, endlich, als die Not am höchsten war, fand ich einen Freund und Helfer an einem braven Protestanten. Es war ein Deutscher, er nannte sich Mr. Fette und verwaltete im benachbarten Maratiele einen Store. In einem ehemaligen protestantischen Missionshause, einige Minuten vom Store entfernt, hatte sich der wackere Junggeselle eine eigene Wohnung eingerichtet. Diefem Herrn sind verschiedene unserer Missionäre zu großem Dank verpflichtet. So oft einer von uns nach Maratiele kam, wurde er von ihm aufs freundlichste aufgenommen und beherbergt. „Gehen Sie nur in mein Haus!“ pflegte er zu sagen, „und machen Sie es sich dort bequem!“ Dieser edle Protestant nun, dem der Herr seine hochherzige Nächstenliebe tausendfach vergelten möge, half mir auch hier. Da er persönlich gerade auch nicht bei Kassa war, trat er für mich an geeigneter Stelle als Bürge ein, und so erhielt ich den nötigen Betrag leihweise für einen Monat. Später aber half der Ehrw. Vater Amandus persönlich meiner Geldverlegenheit ab; ich konnte nicht nur obigen Betrag am Schlusse des Monats zurückbezahlen, sondern durfte es sogar wagen, einige Vorbauten, wie einen Stall usw. aufzuführen und mir für die katechetischen Exkursionen ein eigenes Kößlein anzuschaffen.

Zu diesem zweiten lebenden Wesen auf der Missionsstation gesellte sich bald ein drittes. Eines Morgens fand ich nämlich zwischen den Steinblöcken ein kleines, schwarzweißes Hündchen. Es war, ich weiß

nicht von welchem gefühllosen Menschen, jämmerlich geschlagen worden und lag halb tot da. Ich nahm es zu mir, pflegte es und teilte mit ihm mein ärmliches Mahl. Es genas und war mir fortan mit solcher Treue zugetan, daß es mich überallhin begleitete.

Bald trug ich mich auch mit dem Plan, die schon vor zwei Jahren begonnene Kirche ausbauen zu lassen. Die Fundamente waren, wie gesagt, schon gelegt, doch von dem alten Baumeister, einem Halbweißen, der heute zur Arbeit kam und dann wieder sechs Wochen rastete, wollte ich nichts wissen. Ich bat daher um einen Bruder: der Ehrw. Vater schickte mir den guten Br. Cassian, einen tüchtigen Maurer. Das wäre nun alles gut und schön gewesen, wenn uns nur jemand gekocht hätte. Ich selbst hielt mich noch immer an die alte Praxis, mir nachmittags nach Entlassung der Schulkinder mein einziges Mahl zu bereiten. Wollte der Bruder es besser haben, so mußte er eben selbst den Koch machen, vorausgesetzt, daß überhaupt etwas zum Kochen da war. Mein Erstannen war daher nicht allzu groß, als eines Tages der gute Bruder zu mir kam und folgende Erklärung abgab: „Mein Vater, ich bin jetzt drei Wochen hier, doch ich sehe, mit Ihnen kann ich nicht gleichen Schritt halten. Wenn ich schwer arbeiten soll, so muß ich auch etwas zu essen haben und kann nicht jeden Tag bis drei Uhr fasten. Koche ich aber selbst, so geht mir viele Zeit verloren, und die Arbeit bleibt zurück.“ Der Bruder hatte vollkommen recht, doch eine entsprechende Abhilfe war unter den obwaltenden Umständen nicht möglich, und so blieb mir nichts anderes übrig, als den Ausbau der Kirche auf bessere Tage zu verschieben und den guten Bruder wieder zu entlassen.

Wollte mir zuweilen meine Armut schwer fallen, so stärkte ich mich wieder am Beispiel meines Kollegen in Hardenberg, der es auch nicht viel besser hatte als ich. Eine Hilfsquelle hatte er allerdings, die ich nicht hatte. Es war das eine kaffrisch-holländische Familie, die ganz in der Nähe wohnte und die, obwohl selbst arm und damals noch protestantisch, doch das letzte Stücklein Brot mit ihm teilte. Wie gut diese Familie war, habe ich einmal selbst erfahren. Eines Abends kam ich nämlich mit Bruder John nach einem langen, beschwerlichen Ritt durch und durch nach in Hardenberg an. Es war stockfinster, und der Missionär abwesend! Was nun? Es blieb mir nichts übrig, als bei der genannten Familie um Herberge zu bitten. Hier hatte man gerade das Abendessen auf den Tisch gestellt und die vielen hungrigen Kinder waren eben im Begriff, sich rings herum zu gruppieren, als wir eintraten. Sofort befahl der gastliche Hausherr seinen Kindern, uns Platz zu machen; keines durfte eine Speise berühren, bevor nicht wir, die Gäste und Missionäre, vollkommen satt wären. Natürlich konnten und durften wir so ein Anerbieten nicht annehmen, und ich erwähne das nur, um unsern geehrten Lesern zu zeigen, in welch' hohem Grade in jenem Haus die Gastfreundschaft geübt wurde. Auch hier sage ich, der liebe Gott möge es den guten armen Leuten zeitlich und ewig tausendfach vergelten, was sie jemals uns Ordensleuten Gutes getan haben, namentlich in den Jahren der Gründung von Hardenberg und Mariazell! —

Inzwischen war die Rinderpest trotz aller Vorsichtsmaßregeln auch in Natal eingebrochen, ein weiteres Absperren der einzelnen Distrikte war zwecklos, und somit wurde der Verkehr wieder frei gegeben.

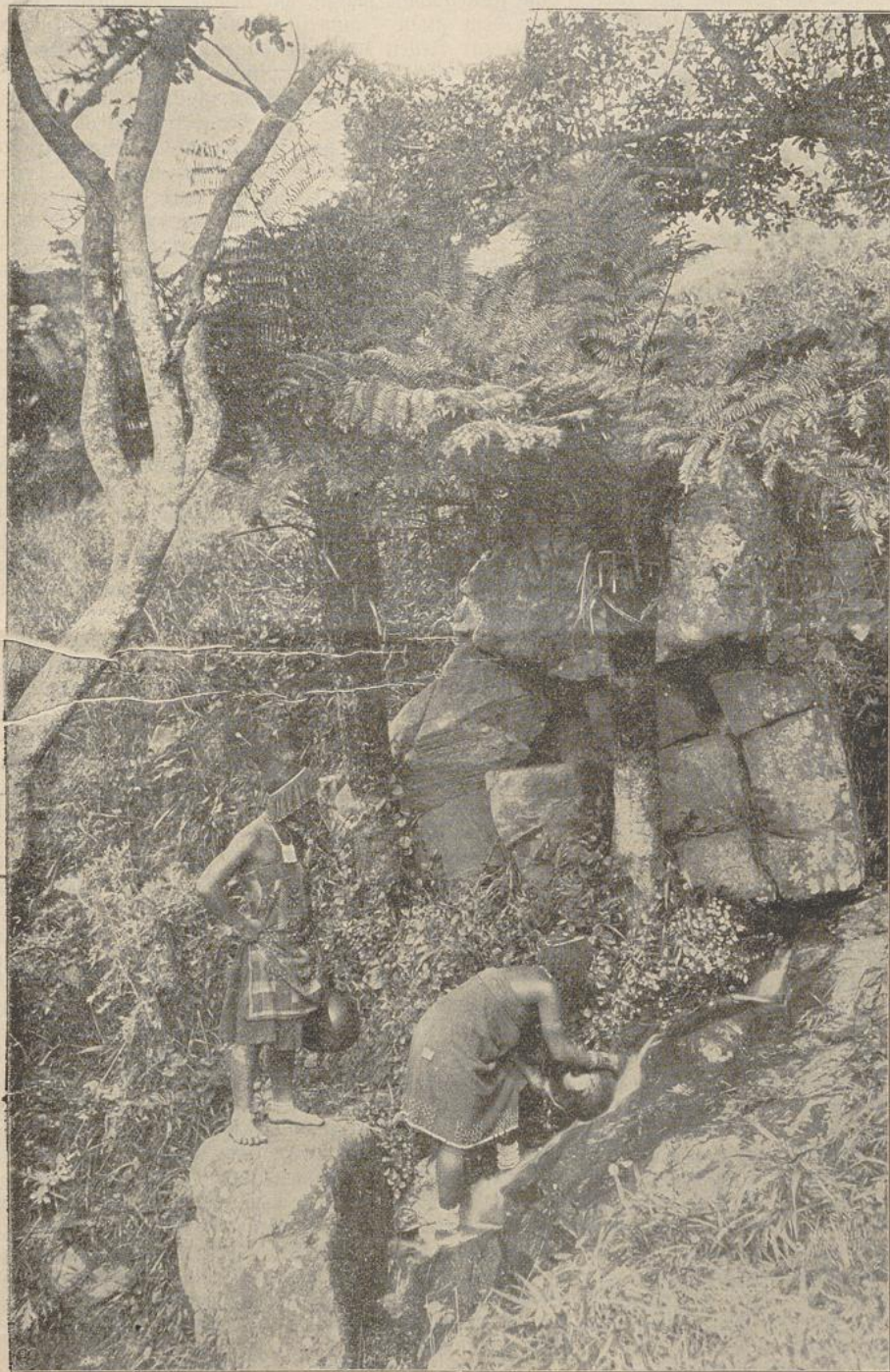


Immerhin dauerte es noch geraume Zeit, bis alles wieder den gewohnten Weg ging. Erst am 19. März, am Fest des hl. Joseph, erhielt ich die erste Sendung von Mariannhill zur Einrichtung der künftigen Schwesternwohnung und des armen Notkirchleins, das ich mir inzwischen aus Lehm gebaut hatte. Auch ein schönes Glöcklein befand sich darunter. Da die Leute

an jenem Festtag gerade recht zahlreich zur Kirche gekommen waren, machten sich die Männer sogleich daran, die Glocke vom Wagen herunterzunehmen und sie auf einem Gerüst aufzuhängen. War nun das eine Freude für die guten Leute, als sie zum erstenmale die hellen Klänge des geweihten Glöckleins hörten! Am darauffolgenden Ostermontag konnten wir zum

erstenmale den Gottesdienst im neuen Kirchlein feiern. Das war für mich und meine schwarzen Neuchristen ein Freudentag, wie ich ihn in Marialinden noch nicht erlebt! —

Wenn ich aber geglaubt hatte, die Schwestern würden nun bald bei uns einziehen, hatte ich mich arg verrechnet. Woche um Woche verstrich, und noch immer harrete ich auf deren Hilfe vergebens. Es war das für mich um so schlummer, als jetzt der Winter einfiel, der in diesen Gegenden sehr streng aufzutreten pflegt. Was ich in jenen Tagen frieren und hungern mußte, weiß Gott allein. Eines Tages — es war gerade recht bitterkalt — erhielt ich Besuch. Zuerstkehrten zwei auf der Durchreise begriffene Patres bei mir ein und ich teilte mit ihnen die Schätze der heiligen Armut. Kaum waren sie fort, als ein Herr mit vier Pferden angespannt kam und sich als den „Schulinspektor“ vorstellte. Es war schon abend. „Kann ich hier ein Unterkommen finden für die Nacht?“ war seine erste Frage. — Da war guter Rat teuer. Abweisen konnte ich ihn nicht, zum „gastieren“ aber hatte ich nichts mehr als ein kleines Stücklein Brot, kaum hinreichend für eine Person. „Wenn Sie vorlieb nehmen wollen mit dem, was ich Ihnen bieten kann, dann schon.“ Er war's zu-



An der Quelle.

Da die Klaffen ihre Wohnungen womöglich auf Hügeln erbauen und keine Brunnen graben, so müssen die Frauen und Mädchen das Wasser täglich und nicht selten aus größerer Entfernung herbeischaffen.



frieden; allerdings stand ihm auch keine große Wahl zu Gebote, es sei denn, daß er meine ärmliche Strohütte mit einem Kafferntraal vertauschen wollte. Ich suchte also zunächst die Pferde unterzubringen und bedeckte sodann den „Abendtiich.“ Zu meinem Stücklein Brot fanden sich noch ein paar Kartoffelchen und etwas Fett. Das gab eine prächtige Suppe, und zum Nachtisch präsentierte ich dem hohen Herrn eine Tasse Kaffee. Als Lagerstätte überließ ich ihm das eigene, frisch gedeckte Bett. Er war mit allem wohl zufrieden, bedankte sich am nächsten Morgen für die „gute Bewirtung“ und drückte mir beim Abschied vier Schilling in die Hand. —

Ende Juli 1898 kamen endlich drei Schwestern. Ich überließ ihnen sofort meine Doppelstellung als Schullehrer und Koch, um mich fortan ausschließlich den eigentlichen Missionsarbeiten zu widmen. Von

### Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph, O. C. R. (Fortsetzung.)

Enaus, 25. August 1908. — Jüngst hatte ich am Umzimfulu einen Krankenbesuch. Ein alter, krüppelhafter Mann war schwer erkrankt und ließ mich rufen, damit ich ihm die hl. Taufe spende. Ich hatte keinen Grund, an seinem guten Willen zu zweifeln und spendete ihm daher nach vorausgegangenem Unterricht die hl. Taufe nebst der letzten Selung. —

Bald darauf wollte sein ältester Sohn Hochzeit halten. Da stand ihm nun der alte, breithafte Vater im Wege, denn dieser bewohnte die Hütte, in die er seine Braut einführen wollte. Was nun? Die heidnischen Kraalinsassen machten da kurzen Prozeß, sie bespannten einen Schlitten mit ein paar Ochsen, legten den armen, kranken Vater darauf und transportierten



Ankunft der Missionsschwestern vom kostbaren Blut in einem heidnischen Kraale.

da an nahm alles einen neuen Aufschwung. Arm blieb die Station zwar immer noch, doch im Vergleich zu den Opfern und Entbehrungen der letzten 9 Monate dünkte ich mich reich. Mein größter Trost aber war, daß sich die Zahl der Christen und Katechumenen ständig mehrte. Marialinden ist eines unserer hoffnungsvollsten Missionsgebiete. Ringsum, soweit das Auge nur reicht, erblickt man größere und kleinere Dörfer; ja bis über die hohen Drakensberge kann der seeleneifrige Missionär seine Wirksamkeit ausdehnen. Solche Missionsritte sind allerdings zuweilen mit großen Strapazen verbunden, doch alle diese Opfer bringt man gern aus Liebe zu den unsterblichen Seelen. Ein drastisches Beispiel eines strapaziösen Missionsrittes will ich, so Gott will, in einer der folgenden Nummern unseres Blättchens mitteilen. Für heute wage ich die Geduld unserer geehrten Leser nicht weiter in Anspruch zu nehmen.

ihn mir nichts, dir nichts nach Enaus zu den amakomas. Diese hatten ihn getauft und sollten ihn nun auch haben und verpflegen bis zum Tod. Das ist kaffrische Anspruchslosigkeit! — Um bei dem Handel möglichst schnellen Kaufs davonzukommen, luden sie bei unserer Missionsstation den Kranken einfach ab, machten Kehrt und eilten mit Ochsen und Schlitten schleunigst der Heimat zu. —

Der älteste Sohn des Kranken und sein bissiges Weib hatten wenigstens noch so viel Mänter, ein paar Augenblicke zu verweilen und uns zu sagen, was sie eigentlich wollten. Vergebens machten wir dem ungerateneren Sohne die ernstesten Vorstellungen, wie böß und verkehrt es sei, den eigenen Vater einfach zu verstoßen, wir selbst könnten ihn hier nicht behalten, da wir niemand hätten, der ihn verpflege usw. Doch wir predigten tauben Ohren. Der junge, herzlose Mann rannte einfach den übrigen nach, ohne sich nur ein einzigesmal nach seinem sterbenden Vater um-



zusehen. Die Frau wollte wenigstens ein paar Tage bleiben und den Mann pflegen, den man heben und tragen mußte wie ein kleines Kind. Nicht einmal das Essen konnte er selber nehmen. Später nahm sich die Nachbarstation Lourdes des armen Mannes an. Lourdes ist viel größer als Emaus und in jeder Beziehung für solche Fälle viel besser eingerichtet als wir. Immerhin findet man sich zu solchen Opfern nur aus Liebe zu Gott bereit. An sich verdiente oft ein roher, heidnischer Kaffer diesen und jenen Liebesdienst nicht, wir helfen ihm doch im Hinblick auf das bekannte Wort unseres Heilandes: „Was ihr einem der geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.“ Matth. 25, 40.

Kürzlich sprach mir ein Bruder seine Verwunderung darüber aus, daß die Kaffern hier in Ostgruana-land gar so einfach lebten, namentlich betreffs der Kost. Tatsächlich sind die hiesigen Schwarzen in diesem Stück recht arm daran. Denn sie haben fast nichts als Mais, Amabele und Kürbisse. Die Hauptnahrung bildet bei ihnen der Mais, den die Frauen zwischen zwei Steinen zerreiben und dann ihren berühmten Pallitsch (Maisbrei) damit kochen: Amabele, eine einheimische Hirsenfrucht, wird fast ausschließlich zur Bereitung des Ushwala (Kaffernbieres) verwendet, und die Kürbisse werden dem Pallitsch als besondere Delikatesse beigemischt.

Die Kaffern in Natal und überhaupt jene, welche der wärmeren Meeresküste entlang wohnen, haben in der Nahrung eine viel größere Abwechslung. Dort gedeiht, zumal auf sandigem Boden, die Süßkartoffel ganz vorzüglich. Sie wächst das ganze Jahr hindurch, — nur muß man darauf schauen, daß sie beim Pflanzen in feuchten Boden kommt, — treibt spaltenlange, mehr als faustgroße Knollen und ist sehr schmackhaft. (Auch Weiße essen sie oft mit Vorliebe, andern widersteht sie wegen des eigentümlichen süßen Geschmacks). Ferner pflanzen die Kaffern an der Küste eine Art Bohnen, die in der Erde wachsen, vorzüglich schmecken und sehr nahrhaft sind, die kaffrische Zwiebel und manches andere, was im Innern des Landes nicht gedeiht. Hier aber haben sie nicht einmal die kleine, an der Küste wild wachsende Wassermelone, und sind daher, wie gesagt, fast nur auf Mais, Amabele und Kürbisse angewiesen. Wohl kommt es auch vor, daß sie nach dem Beispiel der Europäer zwischen den einzelnen Maisreihen Stangenbohnen pflanzen, allein das ist selten, und bedeutet einen Fortschritt, zu dem sich nur wenige erheben.

Dieses Jahr ist den guten Leuten des früh einfallenden Winters wegen der Mais leider zum größten Teil verloren, desgleichen die Kürbisse, die sie so sehr lieben. Wir in Emaus dagegen waren heuer mit Kürbissen reich gesegnet und konnten davon viele Wagenladungen einheimen. Bald verbreitete sich die Kunde davon in halb Griqualand und Pondoland, und von allen Seiten kamen nun die Mädchen und Frauen, schon im Gänsemarsch, eine hinter der andern, nach Emaus gepilgert, um sich gegen eine Kleinigkeit Kürbisse einzutauschen, die sie sodann im Jubel auf dem Kopf nach Hause trugen. Einzelne kamen, selbst bei schlechtester Witterung, halbe Tagesreisen weit daher. Armen und Kranken, zumal solchen, die wir persönlich kannten, gaben wir von unserm Vorrat umsonst. Damit haben wir den guten Leuten eine große Freude gemacht.

Das Wertliebste bleibt dem Kaffer natürlich immer das Fleisch, zumal jetzt, da er infolge der Rinderpest und des ringsum drohenden East-coast-fever (Bodenpest) nur verhältnismäßig selten eins zu kosten bekommt. Wählerisch war er dabei nie; auch das Fleisch von verendetem Vieh wird einfach am Feuer gebraten oder im Kessel gekocht und mit Appetit verzehrt. Halbfaules, schon ziemlich übelriechendes Fleisch ist ihm sogar ein besonderer Leckerbissen (ubomi); hat er davon ein gehöriges Stück und noch eine Ukamba Kaffernbier dazu, so ist sein Glück voll, und könnte er darüber den Himmel vergehen.

Als Trinkgeschirr dient dem Kaffer meist ein ausgehöhlter Kürbis, im Notfalle auch irgend eine Schale oder ein Becher, und sei er noch so rostig und schmutzig. Zur Aufbewahrung von Bier fabrizieren die Weiber eigene größere und kleinere Lehmtröpfe. Gereinigt werden diese Geschirre nur selten, wohl schon deshalb nicht, weil man dabei Gefahr läuft, sie zu zerbrechen. Diese Gefäße aber sind ihnen unentbehrlich, denn in der Regel liegt ihre Hütte hoch oben auf dem Berg, oder wenigstens am Abhange desselben, und die Mädchen und Frauen müssen das Wasser aus den oft ziemlich weit entfernten Quellen und Bächen auf dem Kopf herbeischleppen. Als Kochgeschirr dient ihnen der bekannte dreifüßige eiserne Kessel, dessen Füße vielleicht schon ein halbes Duzendmal und darüber repariert worden sind, und um dessen Außenrand sich eine gehörige Schicht Ruß abgelagert hat. Das Innere wollen wir lieber gar nicht unteruchen.

Uebrigens gibt es auch Kaffern, — ich rede zunächst immer von heidnischen — die recht reinlich sind, und sich selbst, ihre Kleidung, ihre Habe und den ganzen Kraal hübsch in Ordnung zu halten wissen. Und im allgemeinen steht der Kaffer in diesem Stück viel höher da, als der Kuli (Indier). Allzu hoch darf man da allerdings seine Forderungen nicht stellen, zumal, wenn man bedenkt, daß in vielen Fällen Schweine, Ziegen und Kühe usw. mit den Schwarzen die gleiche Wohnung teilen. In der Regel erhebt sich schon aus der Kleidung der Leute, die mich holen und aus der Umgebung und dem Aeußeren eines Kraals, wie es im Innern aussieht. Von Christen kann der Missionär mit Zug und Recht Ordnung und Reinlichkeit verlangen. Verantwortlich dafür macht er die Mutter; ist diese ordnungsliebend und rein, dann in der Regel auch der Mann und die Kinder: und ihre Wohnung und alles, was drum und dran ist, atmet einen wohlthuenden, spezifisch christlichen Geist. Das rechne ich auch zu den Wohltaten des Christentums.

(Fortsetzung 10. u. 11.)

## Domine, da mihi animas!

Von Rev P. Florian, O. C. R.

Maria Ratsch. — Es war am 6. September 1907, als um die Mittagsstunde ein kaffrisches Mädchen zu mir kam mit der Meldung, der Vater sei schwer krank und verlange nach der hl. Taufe. Da jedoch der betr. Kraal volle acht Stunden von der hiesigen Missionsstation entfernt ist, sagte ich dem Mädchen, ich würde morgen kommen, für heute sei es zu spät, weil ich keine passende Fahrgelegenheit mehr hätte. Eine Strecke weit konnte man nämlich die Bahn benutzen, dann mußte man noch zwei Stunden zu Fuß gehen. Das Kind gab sich damit zufrieden und trat sofort den Rückweg an.



Raum war es fort, da erfaßte mich eine sich immer steigende Unruhe. Weshalb sollte ich diesen Krankenbesuch auf morgen verschieben? Konnte es bei gutem Willen nicht schon heute sein? Dann mußte ich aber den am Abend von Waschbani abgehenden Güterzug benützen. Was macht es? Du kommst immerhin um mehrere Stunden früher an, als wenn du morgen früh den Personenzug benützest. Vielleicht ist Gefahr auf Verzug; darum geh' heute, heute... so pochte und mahnte es in meinem Herzen.

Schließlich hatte ich keine Ruhe mehr. Ich sattelte mein Pferd und ritt nach der etwa drei Wegstunden von hier entfernten Bahnstation Waschbani. Um 6 Uhr abends ging der erwähnte Güterzug ab, doch schon auf der nächsten Bahnstation hieß es drei Stunden warten. Um 11 Uhr ging der Zug endlich weiter und

Finsternis auf den Weg. In Bälde, so hoffte ich, mußte es doch helle werden: allein, da hatte ich mich sehr getäuscht. Die ganze Gegend hüllte sich vielmehr in einen dichten, nasskalten Nebel, der mir jede Aussicht versperrte. Bald hatte ich nicht nur jeden Weg verloren, sondern ich wußte nicht einmal mehr, in welcher Himmelsrichtung ich mich befand. Da stand ich nun, in dem nassen Nebel fröstelnd vor Kälte, und weit und breit keine Wohnung, kein Haus, wo ich mir hätte Aufschluß erhalten können. Doch ich wollte meinen Patienten finden, koste es, was es wolle. Es mußte doch irgendwo ein Kaffernkraal zu treffen sein, wo ich Hoffnung hatte, Auskunft über den Weg, event. sogar einen Führer zu bekommen. Wollte 3 Stunden lief ich in dem schrecklichen Nebel bald nach rechts, bald nach links, suchte da und suchte dort, ohne jedoch



Ausstellung der Suppe.

eine halbe Stunde nach Mitternacht war ich auf der Endstation Dammhauser angelangt.

Gern wäre ich nun sofort zu meinem Kranken geeilt, allein es war stockfinster; auch wußte ich weder Weg noch Steg, nur die Richtung war mir so ungefähr bekannt. Da hieß es also abermals warten. Ich fragte einen Bahnbeamten, ob ich nicht irgendwo für ein paar Stunden ein bescheidenes Obdach haben könnte, doch er antwortete mit einem kalten „Nein.“ Da blieb mir nun nichts anderes übrig, als mich auf eine im Freien stehende Bretterbank zu legen und in Geduld den Aufbruch des Tages abzuwarten. Von Schlaf war jedoch keine Rede; es war in jener Nacht recht empfindlich kalt: der Regenmantel, den ich als Decke benützte, gewährte mir wenig Schutz, und die nackten Bretter waren doch noch bedeutend härter als ein Trappisten-Strohflad.

Gegen 5 Uhr morgens hielt ich es nicht länger aus; die Zähne klapperten mir buchstäblich im Mund. Ich stand also auf und machte mich trotz der dichten

auf irgend eine Wohnung oder ein menschliches Wesen zu stützen.

Endlich begegnete ich einem Kaffernjungen. Ich fragte nach der Wohnung des Kranken, doch er konnte mir keine Auskunft geben. Auf meine Bitte, mich zum nächsten besten Kraal zu führen, ging er zwar mit, allein wir konnten auch miteinander keinen finden. Zuweilen glaubten wir im Nebel in ziemlicher Nähe einen zu erblicken, als wir jedoch hinfamen, war es ein Termitenhäusen.

Also weitergesucht! Schließlich waren wir doch so glücklich, einen Kaffernkraal zu finden, und zu meiner Freude erfuhr ich, daß die Wohnung des so schmerzlich gesuchten Kranken nicht mehr gar weit entfernt sei. Ich machte mich also allein auf den Weg, verlor jedoch bald wieder die Richtung und gelangte nach einiger Zeit wieder an demselben Kraal an, von dem ich ausgegangen war.

Endlich, endlich, gegen 11 Uhr vormittags, also nach sechsstündigem Suchen und Umherirren fand ich



meinen Patienten! Ich traf ihn noch lebend an, doch so schwach und elend, daß jede Stunde die letzte sein konnte. Er mochte etwa 40 Jahre alt sein und litt an Lungenschwindsucht. O wie froh war er, als er mich, den katholischen Priester, erblickte! Seine Gesinnung war die denkbar beste; er verlangte gar sehr nach der hl. Taufe, und war sofort bereit, sein zweites Weib zu entlassen. Nachdem ich ihm den nötigen Unterricht erteilt, und Akte des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, der Reue und Hingabe an Gottes heiligen Willen mit ihm erweckt hatte, taufte ich ihn auf den Namen „Josef.“

Der Neugetaufte dankte Gott von ganzem Herzen für die hl. Taufgnade; für diese Welt hatte er keinen Wunsch mehr, mit dem greisen Simeon konnte er vielmehr jetzt sprechen: „Nun, o Herr, entlässest du deinen Diener in Frieden!“ Gerührt nahm ich von ihm Abschied, ihn der Obhut seines großen heiligen Schutzvaterones empfehlend.

Raum war ich eine halbe Stunde von seiner Wohnung weg, da hauchte er schon seine Seele aus. O, wie dankte ich, als ich davon hörte, dem lb. Gott, daß er mir Tags zuvor den Gedanken eingegeben, sofort zu diesem Kranken zu gehen. Hätte ich mit dem Ausbruch bis zum nächsten Morgen gewartet, so hätte ich ihn nicht mehr lebend getroffen. Wohl hatte ich auf dem Wege allerlei Strapazen zu bestehen gehabt, doch das war jetzt alles vergessen. Ich hatte wieder eine unssterbliche Seele für den Himmel gewonnen; und im Vergleich damit ist alles andere nichts.

### Der scherzte Gnade.

Von Br. W. W. W. W., O. C. R.

St. Jsidor. — Als ich vor 3 Jahren im Auftrag meiner Obern als Schaffner hieher kam, mußte ich zugleich die Mühle übernehmen. Dadurch wurde ich schnell mit allen umwohnenden Kaffern bekannt. Denn auch der Schwarze findet bald heraus, daß eine gute, mit französischen Steinen arbeitende Mühle doch ein ganz anderes Mehl liefert, als ein Kaffernweib, das eigenhändig die harten Maiskörner mühsam zwischen zwei Steinen zerreibt. Dazu kommt dann noch ihre bekannte Neugierde. Sobald sie nämlich hören, es sei ein neuer induna (Schaffner) auf der Station angekommen, so bereit sich alles, ihn kennen zu lernen. Man muß doch wissen, wie er aussieht, wie er sich gegen die Schwarzen benimmt, und vor allem, ob er auch gehörig kaffrisch kann.

So war es auch hier. Jeden Augenblick kam ein anderes mit einem kleinen Quantum Mais auf dem Kopfe daher, um dafür etwas Mehl einzutauschen. Die Hauptlieferanten waren natürlich kleinere und größere Mädchen, sowie die Weiber. So ging es oft den ganzen Tag fort, wie in einem Kaufladen.

Eines Tages nun, da ich eben wieder am Mahlen bin, klopf es an die Mühltüre. Ich schaue nach und finde da einen Mann mit einem heidnisch gekleideten Mädchen, welches etwa 18 bis 20 Jahre alt sein mochte. Der schon etwas ältere Mann war nach europäischer Art gekleidet. Zu meiner nicht geringen Verwunderung redet mich nun das Mädchen mit den Worten an: „Sakubona Mahlaba, wir haben dich gesehen, Maschlaba!“ Zur Erklärung dieses Grußes muß ich nun etwas weiter ausholen:

Es ist nämlich bei den Kaffern Brauch, jedem Weißen, mit dem sie öfters in Verkehr kommen, einen

eigenen kaffrischen Namen zu geben. Europäische Namen sind ihnen zu fremd; man kann sie ja vielfach kaum aussprechen, geschweige denn etwas Vernünftiges dabei denken; also weg damit! Ein kaffrischer Erstag ist schnell gefunden. Hat doch der Schwarze eine eigene Gabe, dem Weißen einen neuen, ganz charakteristischen Namen zu geben. Er studiert dabei sein Äußeres, seine Haltung, seinen Gang, sein ganzes Benehmen, und bald ist von irgend einem Schlautopf der neue Name gefunden, der von allen übrigen sofort mit Jubel akzeptiert wird.

Ich selbst erhielt nun in Reichenau, wo ich zehn Jahre lang war, kurze Zeit nach meiner Ankunft den Namen „Mahlaba“ (sprich Maschlaba), d. h. der mit dem scharfen, durchbohrenden Blick. Und dieser Name blieb mir auch fortan. Es waren über 100 Kinder auf der Station, und außerdem kam ich als Schaffner mit einer Unzahl von Kaffern in Verkehr, allein kaum zehn davon kannten meinen eigentlichen Namen. Zuweilen kam es vor, daß ein Bruder oder eine Schwester ein Kind fragte, wo Bruder Abellinus sei. Die Antwort war: „Angimazi, den kenne ich nicht!“ Den Mahlaba dagegen kannte jedermann. Oder wagte jemand einem Schwarzen gegenüber zu behaupten, dies sei nicht mein Namen, so bekam er sicher als Antwort zurüd: „u Mahlaba impela, Maschlaba heißt er in der Tat!“

Also, in Reichenau war ich bei jung und alt der Mahlaba, allein hier, in St. Jsidor, kannten mich die Schwarzen unter diesem Namen noch nicht. Daher meine Verwunderung, als mich das erwähnte Mädchen mit den Worten begrüßte: „Sakubona Mahlaba!“ Auf die Frage, woher sie mich denn kenne, erzählte sie mir, sie sei früher in der Kleinkinderbewahranstalt in Reichenau gewesen; von dort hätten sie ihre Eltern nach Hause geholt und später an diesen Mann hier verheiratet. Natürlich stellte ich sie nun zur Rede, weshalb sie denn heidnisch gekleidet sei, während ihr Mann europäische Kleidung trage; ferner frug ich, ob sie getauft und mit ihrem Manne kirchlich getraut sei? Da kamen nun schöne Dinge zum Vorschein! Sie sagte, sie sei getauft und heiße Anna Maria, nach und nach gestand sie, auch ihr Mann sei ein ikolwa (Christ), habe sogar schon gebeichtet und kommuniziert, sei aber seit sechs Jahren nicht mehr zu den hl. Sakramenten gegangen und sie seien nicht vor dem Priester getraut worden. . . .

Nun hielt ich natürlich beiden eine gehörige Standrede und forderte sie auf, die Sache schleunigst gut zu machen, wieder zu den hl. Sakramenten zu gehen und vor allem ihre Ehe kirchlich einsegnen zu lassen. Da erwiderte der Mann ausweichend, er könne es nicht, und zuletzt gestand er mir, er sei schon mit einer katholischen Frau rechtmäßig verheiratet, allein sie sei ihm davongelaufen und darum habe er diese hier zu sich genommen. —

„Wie“, fragte ich entsetzt, „wenn du nun in einem solchen Zustande sterben müßtest, wohin kämest du dann?“ — Die trostlose Antwort war: „In die Hölle, und zwar noch tiefer als die Heiden; das weiß ich recht wohl.“ — „Darum gehe zum umkundisi (Missionär) und mache die Sache gut, solange es noch Zeit ist. Oder fürchtest du die Hölle und den Teufel nicht?“ — „O, ich fürchte sie gar sehr, ngiyamsaba impela!“

Doch nun war es Zeit, daß ich wieder bei der Mühle nachsah, ob alles in Ordnung sei; ich ging also hinein mit den Worten: „Kommt am nächsten Sonntag



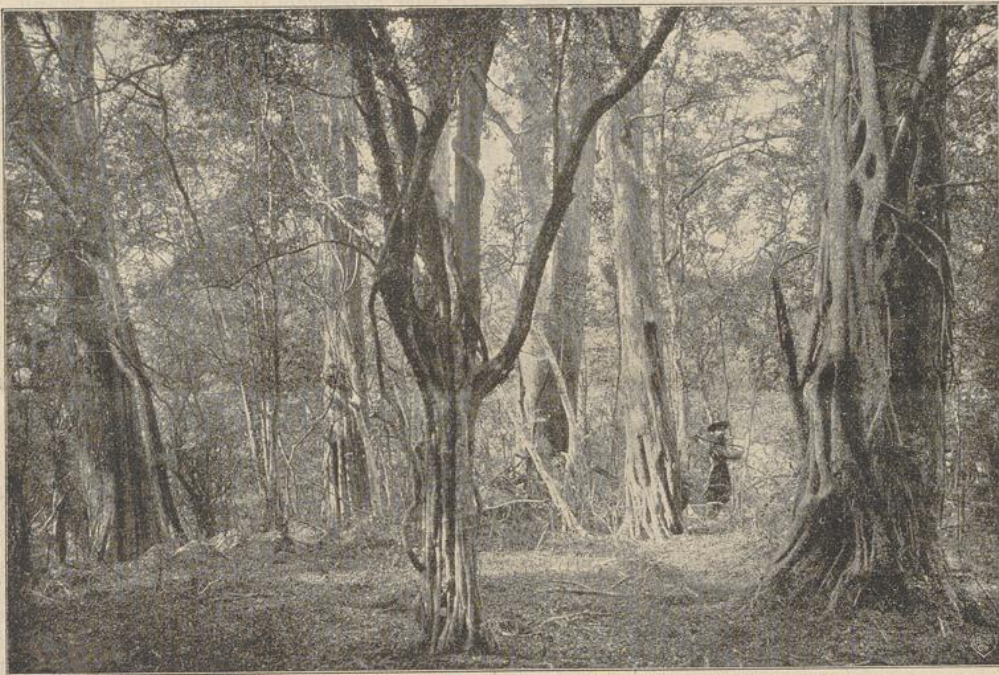
zur Kirche nach Mariathal, da können wir dann mehr miteinander reden als heute!"

Als ich nach einer Weile wieder herauskam, waren beide noch da. Der Mann saß traurig am Boden; man sah ihm an, daß meine Worte bei ihm eingeschlagen hatten, und daß nun die Gnade Gottes an seinem Herzen floß. „Bruder, bete für mich“, sprach er ernst. — „Das will ich schon tun, du mußt aber auch beten.“ — „Der Teufel läßt mich nicht beten; übrigens kann ich es auch nicht mehr, denn ich habe alles vergessen.“ — „Aber das Vaterunser und Ave Maria wirst du doch noch kennen?“ — „Nein, auch das hab' ich vergessen.“ — Auf die Versicherung der Frau, sie könne das Ave Maria noch, ermahnte ich sie, sie sollten es zusammen fleißig beten und sich überhaupt mit rechtem Vertrauen an die Mutter Gottes wenden. Wenn sie

Es half alles nichts; die ständige Antwort war: „Zuerst muß ich Geld verdienen, um meine Schulden beim umlungu (Weißen) zu bezahlen.“ — „So bete wenigstens jeden Tag ein Ave Maria.“ Er versprach es und schied sodann auf Nimmerwiederssehen.

Die Frau kam noch öfters mit ihrem Mais zur Mühle. Auf meine Frage, wie es ihrem Mann gehe, erwiderte sie: „Es geht ihm gut; er hat mir schon 3 Lstr. (60 M.) von Johannesburg geschickt, und wenn er 9 Lstr. beisammen hat, will er wieder zurückkommen. Das lautete ja sehr tröstlich, doch als ich sie nach einigen Monaten wieder fragte, fing sie zu weinen an und sagte: „Mein Mann ist plötzlich in Johannesburg gestorben. Gott hat ihn gestraft, so wie du es ihm angedroht hast.“ —

Ich tröstete die arme Frau, so gut ich konnte



Ein Stück Urwald in der Nähe von Courdes.

nur jeden Tag ein gutes Ave Maria beteten, würde schließlich alles wieder recht werden, doch sollten sie am nächsten Sonntag zur Kirche gehen und das Weitere mit dem P. Missionär abmachen. Damit schieden sie.

Des anderen Morgens standen beide wieder vor meiner Mühle. Meine erste Frage war, ob sie das Ave Maria gebetet hätten. Sie sagten ja, aber es sei schwer gegangen. Ich sprach ihnen Mut zu und ermahnte sie nochmals, zur Kirche und zum P. Missionär zu gehen. Da rückte nun der Mann mit der Erklärung heraus, er gehe nächstens nach Johannesburg, um sich Geld zu verdienen und seine Schulden zu bezahlen. Wenn er zurückkomme, wolle er seine Sachen in Ordnung bringen. Natürlich versuchte ich alles mögliche, ihn von diesem unseligen Gedanken abzubringen; umsonst. Ich beschwor ihn, die angebotene Gnade zu benutzen, und die schöne Gelegenheit, sich mit Gott wieder auszuöhnen, ja nicht vorübergehen zu lassen. Gott möchte ihn sonst strafen und ihn in der Fremde ohne die hl. Sacramente hinstirben lassen. . . .

und wies sie neuerdings an den P. Missionär. Sie tat es auch, und da stellte es sich nun heraus, daß sie noch gar nicht getauft war, weshalb sie den Katechumenen beigelegt wurde. Zum Schluß bitte ich alle unsere geehrten Leser und Leserinnen um ein Ave Maria für diese Frau. So viele tausend Ave, so rechne ich, können doch unmöglich ohne gute Wirkung bleiben.

Wir stellen oft an unsere Leser die Bitte um materielle Unterstützung unserer Mission, gestehen aber offen, daß uns und unsern lieben Schwarzen das geistige Almosen des Gebetes noch in viel höherem Grade vonnöten ist. Wie vorliegende Geschichte zeigt, sind gerade die vielen Wanderungen und überhaupt der häufige Wohnungswechsel eine Hauptgefahr für unsere Neubekehrten und Katechumenen. Gar oft wird ein Kind von den heidnischen Eltern wieder aus der Schule geholt, und andere ziehen in entlegene Gegenden fort, wo sie kein Mensch kennt, oder wo weit und breit kein katholischer Missionär zu finden ist. Denkt man sich dann dazu noch die heidnische Umgebung und



die persönliche sittliche Schwäche mit allen ihren Arm-seligkeiten und Versuchungen, so ist manches bald er-flärt. Da kann nur eines helfen: die Gnade Got-tes, letztere aber wird verdient durch inbrünstiges und beharrliches Gebet. Leider beten die in solchen Ge-fahren Lebenden persönlich nicht, oder viel zu wenig. Wo sind nun die gläubigen Seelen zu finden, die da helfend einspringen? —

### Komm, wir wollen zu den Amaroma gehen!

Reichenau. — Es war im Juni 1906, als mich ein Telegramm ganz unerwartet nach Reichenau rief, wo auf kurze Zeit eine dringende Arbeit meiner harrte. Da eben das hohe Fronleichnamsfest einfiel, und außerdem der Ehrwürdige Vater kam, um ver-schiedenen Neubekehrten die hl. Sakramente der Taufe und Firmung zu spenden, so reichte sich ein Festtag an den andern, wobei mir jedesmal die ungejuchte Ehre zuteil wurde, am Altare zu dienen.

Kurz darauf schickte mich der Bruder Schaffner mit zwei schwarzen Arbeitern nach einem eine gute Wegstunde von Reichenau entfernten Wald, um da-selbst Holz zu fällen. Eine liebere Arbeit hätte ich mir gar nicht wählen können. Die beiden Schwarzen aber waren noch Feuer und Flamme wegen der wun-derblichen Zeremonien, die sie während der letzten Tage geschaut hatten, und bestürmten mich mit end-losen Fragen. Alles wollten sie wissen, was dies und jenes bedeutete; namentlich interessierten sie auch die äblichen Insignien: Ring, Stab und Mitra. Zum Glück konnte ich ihnen über all dies genauen Auf-schluß geben, und so wurden wir bald gute Freunde.

Später rückten sie mit der Frage heraus, ob es einem Christen erlaubt sei, Bier (utshwala) zu trinken. „So lange es mit Maß geschieht“, entgegnete ich, „ist es nicht verboten.“ — „Trinkst du selber auch Bier?“ — „Ich trinke keines, schon aus dem ein-fachen Grunde, weil ich keins habe.“ Dies Wort, das ich so leicht hingeworfen, gab dem einen der beiden Arbeiter zu denken. Die Folgen sollte ich bald sehen:

Als wir nämlich am folgenden Tag unsere Mit-tagspause machten, und ich mich eben etwas zurück-gezogen hatte, um ungestört meine Tagzeiten beten zu können, ertönte plötzlich ein lauter Freudenruf. Ich sollte doch schnell kommen, rief mir der ältere meiner beiden Arbeiter, Augustin mit Namen, zu. „Sieh nur“, sagte er, „hier hast du Bier! Meine Frau hat es soeben gebracht, und ich habe es eigens für dich bereiten lassen!“ — Unter solchen Umständen durfte ich doch den guten Leuten keinen Korb geben. Ich nahm also eine reine Tasse, die ebenfalls dabei stand, und füllte sie mit dem schäumenden Bier. Nach-dem ich davon getrunken, und der Vortrefflichkeit ihres Getränkes die geziemende Anerkennung spendet hatte, reichte ich ihnen den Rest dankend zurück. Doch das wollten sie um keinen Preis gelten lassen. Nein, die ganze Ukamba — ein Gefäß, aus dem sich sechs Dreißcher satt trinken könnten — gehöre mir und ich müsse sie selbst austrinken. Erst meine Erklärung, das Bier sei zwar sehr gut, allein es sei mir zu ungewohnt und ich fürchte seine berauschende Wirkung, beruhigte sie. Nun griffen sie selber wacker zu, und in kurzer Zeit war die Ukamba bis zur Nagelprobe ge-leert. So engherzige Befürchtungen wegen des etwaigen Zuvielbessommens gab's bei ihnen nicht; außerdem

waren sie ja zu dreien, denn die Frau durfte auch mittun.

Da mir letztere durch ihre saubere Kleidung und ihr anständiges Benehmen auffiel, fragte ich sie, ob sie etwa bei uns die Schule besucht habe. Sie ant-wortete: „O nein; ich komme weit her. Meine Heimat ist droben im Sulusland.“ „Wie kommst du dann hie-her?“ — „Ja, das ist eine ganz merkwürdige Ge-schichte; das kam so:

Mein Mann war noch Heide, als wir im Sulu-land lebten; ich selbst aber war eine Protestantin. Wenn ich nun Sonntags in die Kirche ging, wurde mein Mann jedesmal schrecklich zornig, sodaß mich während des Gottesdienstes beständig der Gedanke plagte: was wird es wohl wieder geben, wenn ich nach Hause komme?“

Hier unterbrach sie Augustin, ihr Mann, mit den Worten: „Komm, laß mich das selbst erzählen, denn das weiß niemand besser als ich. Ja, es ist wahr, so oft meine Frau zur Kirche ging, wurde ich ganz rasend vor Zorn. Weshalb, kann ich eigentlich selbst nicht sagen; aber ich konnte nun einmal dieses Kirchen-lausen nicht leiden und oft glaubte ich vor Wut, meine Frau umbringen zu müssen. Nun geschah es eines Tages, daß ein Mädchen zu uns kam, das die Schule in Mariannhill besucht hatte. Dieses wußte nun so viel Gutes und Schönes von den Amaroma zu erzählen, daß meine Frau, wie sie selbst sagte, vor Sehnsucht nach diesen Leuten ganz verschnachtete. Wenn sie nur einen Vogel fliegen sah, rief sie ihm zu: „O wenn ich nur Flügel hätte wie du! Vögelein, flieg hin nach Mariannhill und grüße mir die Ama-roma!“ Ich aber achtete wenig auf all diese Reden; doch es sollte anders kommen.“

Hier fiel ihm Kunigunde, das Weib, in die Rede und führte die Erzählung weiter: „Mein Mann fiel auf einmal in eine eigentümliche schwere Krankheit. Ich weiß heute noch nicht, was ihm eigentlich fehlte, allein er saß den ganzen Tag, den Kopf in beide Hände und die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, da, und ich hatte die größte Mühe, ihn ein wenig vor die Türe und an die Sonne zu bringen. Er war schon über ein Jahr krank und von Besserung seines sonderbaren Zustandes war noch wenig zu sehen. Als er nun eines Tages in seinem Elend wieder so vor der Türe lag, sagte er plötzlich: „Weib, hole mir einen Wagen! Ich will fort von hier! Wir wollen zusammen zu den Amaroma am Polela ziehen; mein Herz jagt mir, dort würde mir geholfen!“ — Ich hätte bei diesen Worten laut aufjubeln mögen. Also zu den Amaroma wollte nun plötzlich mein Mann selber ziehen. O welch' glücklicher Gedanke! Wer hatte ihm doch dies in den Sinn gegeben? — Und dennoch konnte ich seinen Wunsch, einen Wagen zu holen, nicht erfüllen, denn wir waren inzwischen arm geworden. Wollten wir also nach dem Polela ziehen, so mußten wir den weiten Weg — es waren mehrere Tagreisen — zu Fuß machen. Ich selbst wäre, wie ich glaubte, bis ans Ende der Welt gelaufen, wenn ich nur hätte zu den Amaroma kommen können, aber mein kranker Mann? — Dennoch machte auch er sich auf den Weg. Eine Strecke weit konnten wir die Bahn benützen, und dann begann die lange, mühsame Wanderung über Berg und Tal. Mein Mann schleppte sich armselig mit seinem Stecken fort, ich aber trug den Kochtopf, die Decken und unsere übrigen kleinen Habseligkeiten auf dem Kopf. Endlich



kamen wir todmüde in Reichenau an. Siehst du jene Schlucht drüben am Majaqua? Dort sind wir herabgekommen! — Wir fanden bei den Amaroma die liebevollste Aufnahme und fühlten uns sogleich wie zu Hause. Auch in leiblicher Beziehung erholte sich mein Mann von Tag zu Tag, sodaß er bald wieder der Arbeit nachgehen konnte. In den christlichen Unterricht und den sonntäglichen Gottesdienst ging er ebenso fleißig wie ich und so kam es, daß er an demselben Tage getauft wurde, an dem ich dem Protestantismus abschwur und in den Schoß der katholischen Mutterkirche zurückkehrte. Seitdem erfreuen wir uns des besten Friedens und wir sind in Wahrheit glücklich miteinander. Auf dies aber verdanken wir nach Gott den Trappisten und dem wahren, katholischen Glauben, den sie verkünden; und heute noch segne ich den Tag, an dem mein Mann ausrief: „Komm, wir wollen zusammen zu den Amaroma gehen!“

Als Rev. P. Notter im Juli 1906 die hiesige Station als Rektor und Missionär übernahm, war die frühere Kost- oder Boardingschule schon auseinandergegangen. Nun ist aber eine Schule für die Missionierung eines heidnischen Bezirkes gerade die Hauptsache, begreiflich also, daß P. Notter nichts Eiligeres zu tun hatte, als wieder eine Schule ins Leben zu rufen. Der Plan gelang, doch begnügten wir uns fortan mit einer Tageschule, d. h. die Kinder wohnen daheim bei ihren Eltern, und kommen nur unter Tags zum Unterricht nach der Station. Ist die Schulzeit vorüber, so arbeiten sie noch täglich eine gute Stunde im Garten. Diese Arbeit gilt einerseits als Ersatz für den Unterricht und anderseits als eine Einführung in die bekanntesten Garten- und Feldarbeiten. Für Kleidung und Kost zc. müssen die Eltern aufkommen.

Anfangs kamen etliche 20 Kinder in die neue



Mikadju, Spaziergang am Ufer der Lagune in Sansibar.

## Schul-Einweihung in Maria-Linden.

Von Schw. Eufebia

Montag, den 9. November 1908, fand hier in Maria-Linden die kirchliche Benediction des neubauten Schulhauses statt. Das Ganze gestaltete sich zu einer ungewöhnlich schönen, für die ganze hiesige Mission hochbedeutsamen Feier, von der wir auch für die Zukunft die schönsten Früchte erwarten. Doch, bevor ich davon rede, möchte ich unsern geehrten Lesern einen kurzen Ueberblick über die Entwicklung der hiesigen Missionschule während der letzten zwei Jahre geben.

Früher befand sich hier eine sogenannte Boarding-Schule, d. h. die Kinder erhielten Kost und Pflege auf der Station und mußten dafür vor oder nach der Schulzeit mehrere Stunden arbeiten, wie das in all unsern Kostschulen der Fall ist. Nun besitzt aber Maria-Linden kein eigenes Land, sondern liegt vielmehr mitten in einer Lokation, d. h. auf einem von der Regierung den schwarzen Eingeborenen reservierten Gebiete. Allerdings wurden uns einige wenige Morgen zur Bebauung überlassen, allein der Garten, den wir dort anlegten, bietet für eine größere Anzahl von Schulkindern keine hinreichende Beschäftigung, und somit erwies sich eine Kostschule für die hiesigen Verhältnisse als nicht ganz entsprechend.

Tageschule, doch nach Ablauf eines Jahres war deren Zahl schon auf 50 und darüber gestiegen. Es waren meist Kinder von christlichen, d. h. katholischen Eltern, denn die Protestanten schicken ihre Kinder selbstverständlich in die protestantischen Schulen, die an Zahl die unserigen weit übertreffen, kamen doch die protestantischen Missionäre um volle 50 Jahre früher hieher als die katholischen. Als im Juli 1907 P. Notter nach Mariazell versetzt wurde, und Maria-Linden wegen Mangel an Missionskräften fast ein halbes Jahr unbesetzt blieb, ging allerdings die Zahl unserer Schulkinder auf etwa 40 zurück, hob sich jedoch sofort wieder, als im Dezember 1907 Rev. P. Maurus als Rektor und Missionär hier eintraf. Letzterer wendete sein Augenmerk auf ein benachbartes Bajutodorf, das mit Ausnahme einiger Protestanten noch ganz heidnisch ist, und nach Verlauf von 2 bis 3 Monaten hatten wir schon ungefähr 15 Kinder aus jenem Dorfe in unserer Schule.

Nun tauchte eine neue Schwierigkeit auf: das mehrerwähnte Bajutodorf ist zwar nur wenige Minuten von unserer Missionsstation entfernt, wird jedoch durch einen ziemlich starken Wasserlauf, Sceta (Stiefel) genannt, von uns getrennt. Bei Hochwasser nun — und dies tritt bei uns zur Sommerszeit häufig ein — konnten die Kinder bisweilen mehrere Tage nicht in die Schule kommen. Zuweilen stieg der Fluß,



während sie hier in der Schule waren, und dann konnten sie abends nicht mehr heim und mußten auf der Station verpflegt werden. Um diesem Uebelstand abzuwehren, ließ P. Rektor durch Bruder Kornelius, der mit dem neuen Schulbau beschäftigt war, eine Brücke für Fußgänger herstellen. In zwei Tagen war sie fertig. Sie bestand aus starken Eukalyptusstäben, die in dreifacher Länge mit Draht verbunden sind, und hat sich bisher recht gut bewährt.

Inzwischen war die Zahl unserer Schulkinder auf 70 gestiegen. Nun werden aber hierzulande die Knaben häufig zum Viehhüten verwendet, sodaß sie nur sehr unregelmäßig in die Schule kommen können. Auch hier wußte P. Rektor Rat. Er bestimmte nämlich, daß solche Knaben von 6 bis 8 Uhr die Abendschule besuchen, wie das auch in dem benachbarten Gardenberg der Fall ist. Selbstverständlich ist der Unterricht in diesen Abendschulen beschränkt. Da fällt der Unterricht im Englischen weg, und im Uebrigen begnügt man sich mit den Elementarkenntnissen im Lesen, Rechnen und Schreiben. Religion bleibt in einer Missionsschule natürlich immer die Hauptsache. Meine Arbeit als Lehrerin wurde dadurch allerdings bedeutend vermehrt, doch, als im Juli 1908 Schw. Augustina als zweite Lehrerin hier eintraf, war auch hierin die nötige Abhilfe getroffen. Gegenwärtig (November 1908) zählt unsere Schule über 70 Tagesschüler und ungefähr 10 Abendschüler. Das sind allerdings keine so großen Zahlen, wie auf manchen unserer älteren Stationen, doch bedeuten sie immerhin einen recht erfreulichen Fortschritt und geben uns Mut und Hoffnung für die Zukunft.

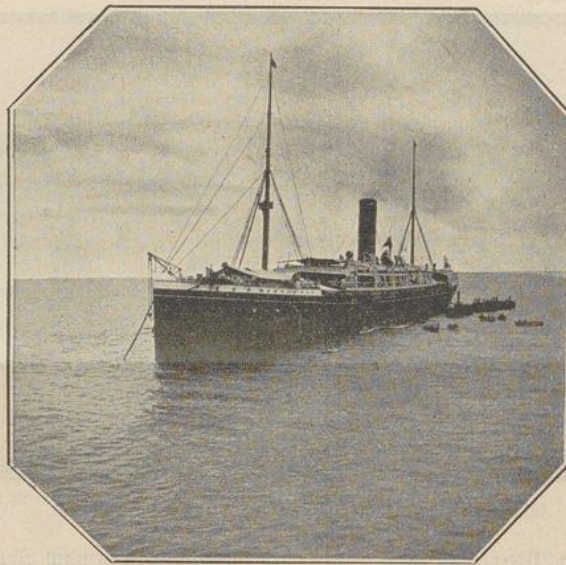
Nun zu unserm eigentlichen Thema, der Einweihung der neuen Schule. Der Grundstein zum neuen Bau war schon am 29. Sept. 1907 gelegt worden; nach mancherlei Schwierigkeiten stand die Schule endlich fertig da und harpte der kirchlichen Benediktion. Rev. P. Maurus hatte hiefür den 9. Nov. 1908 in Aussicht genommen, ohne zu ahnen, daß dieser Tag zugleich der Geburtstag unseres obersten Landesherren, des Königs Eduard von England, sei. Nun es traf sich um so besser, denn dieser Tag ist an sich schulfrei, und wir konnten eine um so größere Anzahl von Gästen erwarten.

Das kleine Maria-Linden prangte in seinem schönsten Festgewand. Kirche und Schule hatten wir mit weiß blühenden Eukalyptuszweigen und einer Menge roter Rosen geschmückt, deren wir hier in Fülle besitzen, und die gerade in vollster Blüte standen. Von den oberen Fenstern des neuen Schulhauses wehten zahlreiche Fähnchen, auf dem Kirchturm aber flatterten einige größere Fahnen, der ganzen weiten Umgegend verkündend, daß Maria-Linden einen seltenen Festtag

begehe. Bald strömten von allen Himmelsgegenden zahlreiche Gäste: Christen, Heiden und Katechumenen, Katholiken und Protestanten herbei, um Zeugen des großen Festes zu sein. Vom benachbarten Mariazell war der Rektor, Rev. P. Kotter, nebst seinen beiden Hilfspriestern, P. Canisius und Andreas Ngibi (Sulu), der Schwester Oberin, den Lehrschwestern und Bruder Firmus, dem Stationschaffner, gekommen. Von Gardenberg erschienen der Schaffner, Br. Walter, und die beiden Lehrerinnen. Last not least kam in Begleitung von 15 Reitern auch Chief George Mosheh, in dessen Lokation unsere Missionsstation liegt, und den die Leier des Vergißmeinnicht schon längst kennen.

Die kirchliche Feier begann um 10 Uhr. Rev. P. Rektor in Albe und Pluviale begab sich mit P. Canisius als Diakon und Vater Andreas als Subdiakon in den Chor, worauf Rev. P. Kotter als

Festprediger die Kanzel bestieg. Als Vorspruch wählte er die bekannten Worte des apostolischen Heilandes: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich.“ Matth. 19, 14, und führte sodann des weiteren aus, daß jeder Missionär, dem Beispiele seines großen Meisters folgend, seine besondere Liebe den Kindern zuwenden und sein Hauptaugenmerk auf eine möglichst gute Erziehung derselben richte. In einer Missionschule nehme immer der Religionsunterricht die erste Stelle ein, aber auch in den Profangelegenheiten hielten unsere Schulen mit den anderen gleichen Schritt und wesen, was



Auf der Reede von Sansibar.

speziell die Arbeit anbelangt, einen ganz besondern Vorzug auf. Tatsächlich stehen unsere Schulen hierin einzig da. Erst kürzlich tat ein hochangesehenes Mitglied des Abgeordnetenhauses der Capolonie, Mr. Rennie, M. L. A., den Ausspruch, daß die Schulen der Trappisten in Erziehung der Eingebornen Südafrikas das Beste leisteten, wobei er namentlich die praktische Anleitung zur Handarbeit im Auge hatte.

Nach der Festpredigt ging es in Prozession nach der neuen Schule. P. Rektor nahm nach dem Rituale Rom. die kirchliche Benediktion vor und zelebrierte sodann, in die Kirche zurückgekehrt, ein feierliches Hochamt. In einer kurzen Ansprache, die er nach dem Evangelium hielt, betonte er namentlich, wie ein Gegensatz zu den alten Griechen und Römern die jetzigen Heidenvölker so leicht und mühelos die tiefsten und höchsten Wahrheiten kennen lernen könnten, und welch großen Schaden sie daher sich selbst zufügten, falls sie es unterließen, die christliche Religion anzunehmen.

Nach dem Hochamt führten die Schulkinder noch mehrere Spiele und Turnübungen auf, die alle einen außerordentlichen Beifall fanden. Nun meldete sich George Mosheh, der Chief, zum Wort. Von der



Beranda der neuen Schule aus redete er seine schwarzen Untertanen an, fordert sie auf, ihre Kinder fleißig zur Schule zu schicken, wirft ihnen vor, daß ihre eigene Trägheit die Hauptursache sei, weshalb sie noch an verschiedenem Mangel litten und macht sie endlich darauf aufmerksam, daß bei den Trappisten manches zu lernen sei, wodurch sie auch in zeitlicher Hinsicht ihr Loß verbessern könnten. Ein stürmischer Zuruf seitens seiner Untertanen bezeugte, daß sie mit seinen Worten durchaus einverstanden seien. Wenn man bedenkt, wie viele Schwierigkeiten uns dieser Chief schon seit dem Entstehen der Mission in Maria-Linden gemacht hat, kann man sich über dieses sein Verhalten nicht genug wundern.

Nachdem auch noch „die Hungrigen gespeist und die Durstigen getränkt“ waren, machten sich die vielen Besucher wieder allmählich auf den Rückweg. Sie kamen

„vielleicht ist es ein undankbarer Ritt, denn dort drüben wohnt ein hartes, uns größenteils feindlich gesinntes Volk, doch einem Herzen werden wir sicherlich Trost und Freude bringen, der armen, blinden Maria nämlich, die ich jüngst getauft habe. Wie wird diese über unsern Besuch sich freuen!“

Welche Verwandnis hatte es nun mit dieser blinden Maria? Sie war ein Mädchen von etwa 22 Jahren und lag jetzt sterbenskrank darnieder. In gesunden Tagen war die Blinde, obschon erst Katechumene, und trotz der weiten Entfernung, fleißig zum sonntäglichen Gottesdienst nach Keilands gekommen. Ein kleines Mädchen machte ihr dabei die Führerin. Auf steilen Pfaden gingen sie zusammen über Berg und Tal, Stod und Stein, und ich wundere mich nur, wie die Blinde über den Kei-River kam! Denn die einzige Furt, die da herüberführt, ist bei den vielen Steinblöcken, die



Brunnen von Korallenkalk in Sansibar.

alle dahin überein, daß es ein „Mokete o motle ka nete ruri“, ein wirklich sehr schönes Fest gewesen sei. Selbst die kalvinistischen Buren, von denen sich ebenfalls eine ziemliche Zahl eingefunden hatten, gestanden offen, daß die Trappisten alle benachbarten (protestantischen) Schulen weit übertroffen hätten, und ein schwarzer Protestant meinte, wie alle protestantischen Setten eigentlich nur Abzweigungen der römischen Kirche wären, so würden sie mit der Zeit auch alle von der Mutterkirche wieder aufgesogen werden.

Möge das schöne Fest, das in Anbetracht der hiesigen ärmlichen Verhältnisse einen wirklich glänzenden Verlauf genommen, unserer Mission zu neuem Leben, frischem Wachstum und ständigem Gedeihen gereichen. Das wolle Gott!

### Ein pastoreller Ausflug ins Tembuland.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. C. R.

Keilands. — „Heute reiten wir ins Tembuland hinüber“, sagte zu mir kürzlich unser P. Rektor,

in seinem ausgewaschenen Flußbette liegen, glatt und schlüpfrig, daß selbst einer, der recht gut sieht, ausgleiten und ins Wasser plumpfen kann, wie das der Schreiber aus eigener Erfahrung zu bestätigen vermag.

Später wurde die arme Blinde schwer krank. Wie sie nun so elend und verlassen dalag und den Tod nahen fühlte, bestürmte sie ihre Angehörigen unablässig mit Bitten, sie möchten doch den weißen umfandisi (Missionär) von Keilands rufen, damit er sie taufe, bevor sie stirbe. Diese aber hatten tausend Ausreden. „Ja“, hieß es, „die Jesuitenväter sind nun fort, und es sind fremde Völker in langen, sonderbaren Kleidern aus Natal gekommen, und wir wissen nicht, wie sie gegen uns gesinnt sind. Sind es richtige Missionäre, so werden sie dich schon von selbst aufsuchen, denn dein Name ist ins dortige Krankenbuch eingetragen. Meinen sie es aber nicht gut mit uns, weshalb sollten wir sie dann rufen? Vielleicht ist es das Beste, wenn wir den schwarzen, protestantischen Missionär rufen; er wohnt in der Nähe und kann dich auch taufen.“ — Von letzterem jedoch wollte das



blinde Mädchen absolut nichts wissen, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als in Geduld und Schmerzen zu warten und zu warten, ob nicht eines Tages der neue Missionär ungerufen zu ihrer Hütte käme. Wie viele Vaterunser und Ave sie in dieser Meinung zum Himmel sandte, weiß Gott allein.

Ihr Gebet fand Erhörung. P. Rektor hatte inzwischen von dem kranken blinden Mädchen gehört, ohne jedoch zu ahnen, daß ihr Zustand schon so bedenklich sei. Er beschloß, sie zu besuchen; doch wie sollte er in wildfremder, von zahllosen Kaffernkraals besetzter Gegend ihre Wohnung finden? Siehe, da führte ihn die göttliche Vorkehrung eines Tages direkt zur Hütte des blinden Mädchens! Wer beschreibt nun die Freude der armen Kranken? Ihr ganzes Wesen heiterte sich auf und mit wahren Heißhunger verschlang sie die Worte, welche der Priester von Gott und dem kommenden Leben zu ihr sprach. Da sie im christlichen Glauben schon hinreichend unterrichtet, ihr Gesundheitszustand aber ein sehr bedenklicher war, glaubte P. Rektor mit der Spendung der hl. Taufe nicht länger warten zu dürfen. So wurde also die arme Blinde ein Kind Gottes und eine Erbin des Himmels. Wer war nun innerlich reicher, glücklicher und zufriedener, als die gute, blinde Maria!

Zu ihr also wollten wir heute in erster Linie gehen, dabei aber auch manchen Absteher nach rechts und links machen, um allmählich das uns noch fremde Missionsgebiet näher kennen zu lernen. Nachdem wir den Fluß durchritten hatten, besuchten wir auf der jenseitigen Höhe einen Kraal, in dem ein etwa 14jähriger Knabe an der Lungenwindstucht darniederlag. Seine Angehörigen nahmen uns freundlich auf; außer einigen Nachbarn war auch noch der Sohn des Chief Moshehwe herbeigekommen, obschon uns letzterer nichts weniger als freundlich gesinnt ist. Nachdem wir zwei Priester auf einer Kiste Platz genommen hatten, erklärte P. Rektor dem Kranken, daß er ihm zwar die *leibliche* Gesundheit nicht wieder geben könne, wohl aber ein Mittel zur Rettung seiner *Seele*. Nach einer längeren Katechese über Gott, die Schöpfung und Christus, unsern gemeinsamen Erlöser, welchem Vortrage alle Anwesenden mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten, fragte er den Kranken, ob er sich *taufen* lassen wolle. — Der Kleine blickte rings im Kreise fragend umher, sein Vater aber wiederholte die Frage des Missionärs und munterte ihn auf, sich ganz frei und unbekümmert um die Meinung der Anwesenden zu entscheiden. Auf dieses hin gab er die klare Antwort: „Ja, ich will mich taufen lassen.“ P. Rektor versprach, noch öfters zu kommen, um ihn im christlichen Glauben noch besser zu unterrichten. Später wurde er auf den Namen Josef getauft, und einige Tage nachher eilte seine Seele dem Himmel zu.

Der Weg zur blinden Maria führte uns auch an unserer Außenstation Zigudu vorüber, wo wir eine kleine Weile Halt machten. Auf der Weiterreise besuchten wir den Chief Sihabalala, den mehrere der umwohnenden Chiefs als ihr Oberhaupt anerkennen. Leider ist uns derselbe bis zur Stunde nichts weniger als freundlich gesinnt. So hatte er z. B., als wir jüngst unsere Tageschule in Zigudu wieder eröffnen wollten, nichts Gütigeres zu tun, als uns zum Trotz in nächster Nähe zwei protestantische Schulen zu errichten. Er hoffte dadurch Zigudu lahm zu legen, doch seine Freude war verfrüht. Wir eröffneten dennoch die dortige Tageschule; am ersten Tag kamen drei

Schüler, am zweiten fünf, am dritten zehn, und noch vor Ablauf einer Woche waren es schon 17. Jedenfalls ein überraschender Anfang. Lehrer und Katechet in Zigudu ist der Sohn des Chief Saliva, Peter Gidimi, ein junger tatkräftiger Mann, voll Liebe und Eifer für seinen Beruf, und für seinen schönen Posten wie geschaffen. P. Rektor hatte schon letzten Sonntag dem Chief Sihabalala einen Besuch abstatten wollen, dieser aber hatte sich schnelligst aus dem Staub gemacht. Heute kamen wir ihm zuvor, doch er erklärte, er sei eben im Begriff auszureiten und könne sich daher auf keinerlei Erörterungen einlassen. Seine Zeit war so gemessen (!), daß er P. Rektor nicht einmal sagen konnte, wann er ein paar freie Augenblicke zu einer Besprechung haben würde. Da ist also vorläufig nichts zu wollen, und wir können nur beten, daß ihm Gott einen anderen Sinn geben möge.

Als wir uns endlich dem Kraale der blinden Maria näherten, sahen wir vor demselben verschiedene Leute auf uns warten. Kaum vom Pferde gestiegen, erfuhren wir, Maria sei vor ein paar Stunden gestorben. . . . Nun führten uns die guten Leute in die Hütte, wo ihr Leichnam lag, und erzählten uns gar ausführlich, wie schön sie gestorben. Sie habe ein großes Verlangen nach dem Himmel gehabt, in den sie mit dem unbesleckten Kleide der Taufschuld eingehen zu dürfen hoffte. Zuletzt deckten sie ihr Gesicht auf, das einen recht stillen, friedlichen Ausdruck hatte. Sodann knieten wir zwei Priester nieder und verrichteten für die Verbliebene die im Rituale bezeichneten Gebete. Die übrigen Kraalinsassen nahmen augenscheinlich großes Interesse an unsern Gebeten und bezeugten große Ehrfurcht; der Hauseigentümer aber, ein schon bejahrter, gutmütiger Mann mit grauem Varte, kniete ebenfalls in unserer Nähe nieder und respondierte jedesmal mit mir (obschon noch Heide) mit einem kräftigen „Amen.“

(Schluß folgt.)

### Baumeister und Erzieher.

Ein guter Baumann ist das nicht,  
Der nach des Hauses Fertigstellen  
Erst Fenster aus den Wänden bricht,  
Um es im Innern zu erhellen.

Und der erzieht ein Kind nicht gut,  
Er mag es alles Wissen lehren,  
Mag es halten in aller Eut:  
Der es des Glaubens läßt entbehren.

Josef Bergmann.

O bleib im stillen Kämmerlein,  
Wo Gott zu deinem Herzen spricht,  
Und mußt du in der Welt auch sein,  
O Kind, vergiß Sein Wort dann nicht.  
Er wird zwar trotz der Weltgefahren  
Vor Schuld dich immer rein bewahren.

Und wenn du ruhst in Gott allein,  
Der dir ja stets die Treue hält,  
Wird Friede dann dein Anteil sein,  
Der Friede, nicht von dieser Welt.  
Denn, mag dich auch kein Mensch verstehen,  
Zu Jesus darfst du immer gehen.



# St. Josephsgärtchen.

## Die hl. Familie in Aegypten.

(Fortsetzung.)

„Ich sah auch“, erzählt Anna Katharina weiter, „wie Jesus zum erstenmal seiner Mutter Wasser holte. Maria lag in ihrem Gewölbe betend auf den Knien, da schlich sich Jesus mit einem Schlauch zum Brunnen und holte Wasser; es war das erstemal. Maria war unbeschreiblich gerührt, als sie ihn zurückkommen sah, und bat ihn knieend, er möge es nicht wieder tun, damit er nicht in den Brunnen falle. Jesus aber sagte, er werde sich in acht nehmen, und wünsche immer das Wasser zu schöpfen, wenn sie es wünsche.“

Der kleine Jesukinde leistete überhaupt seinen Eltern Dienste aller Art mit großer Aufmerksamkeit und Besonnenheit. So sah ich z. B., wie er, wenn Josef nicht zu weit vom Haus arbeitete und etwa ein Werkzeug zurückgelassen hatte, es ihm alsbald holte. Er achtete auf alles. Ich meine, die Freude, die sie mit ihm hatten, mußte alles Leid überwiegen. Ich sah auch manchmal Jesus nach dem Judenorte gehen, der wohl eine Meile von Matarea entfernt war, um Brot für die Arbeit seiner Mutter zu holen. Die vielen häßlichen Tiere hier im Lande taten ihm nichts. Sie waren ganz freundlich mit ihm; ich habe ihn mit Schlangen spielen sehen.

Als er zum erstenmal allein nach dem Judenorte ging, ich weiß nicht mehr bestimmt, ob in seinem fünften oder siebenten Jahre, hatte er zum erstenmal ein braunes Röckchen, unten herum mit gelben Blumen, an, das ihm die hl. Jungfrau gewirkt hatte. Ich sah, daß er unterwegs knieend betete, und daß ihm zwei Engel erschienen, die ihm den Tod des Herodes verkündeten. Jesus sagte dieses seinen Eltern nicht; ich weiß die Ursache nicht mehr, ob aus Demut oder weil er erkannte, daß sie Aegypten noch nicht verlassen sollten.

Einmal sah ich ihn auch mit anderen Judenkindern nach diesem Orte gehen, und als er wieder nach Hause kam, bitterlich weinen über die Verschundenheit der dortigen Juden.

Endlich sah ich auch, wie die hl. Familie Aegypten wieder verließ. Herodes war zwar schon früher tot, aber sie konnten noch nicht zurück, weil noch immer Gefahr war. Dem hl. Josef war der Aufenthalt in Aegypten immer schwerer. Die Leute hatten einen greulichen Gottesdienst; sie opferten sogar mißgestaltete Kinder, und wer ein gesünderes opferte, glaubte sehr fromm zu sein. Außerdem hatten sie einen unzünftigen, geheimen Dienst. Auch die im benachbarten Orte wohnenden Juden waren von diesem Greuel angesteckt. Der hl. Josef aber hatte in der Schule zu Matarea alles recht gut eingerichtet, und der Gözenprieester, der in der kleinen Stadt bei Heliopolis damals, als die Gözenbilder umstürzten, für die hl. Familie gesprochen hatte, war auch mit mehreren Leuten hierher gezogen und hatte sich an die jüdische Gemeinde angegeschlossen.

Ich sah den hl. Josef mit seiner Zimmermannsarbeit beschäftigt; der Feierabend brach ein; er war sehr betrübt, man gab ihm seinen Lohn nicht, er konnte nichts mit nach Hause bringen, wo sie es doch sehr bedurften. — In dieser Sorge kniete er im Freien

in einem Winkel, klagte Gott seine Not und flehte um Hilfe. Ich sah aber, daß in der folgenden Nacht im Traum ein Engel zu ihm trat und ihm sagte, die dem Kinde nach dem Leben gestrebt, seien gestorben, er solle aufstehen und sich rüsten und auf der gewöhnlichen Heerstraße aus Aegypten nach Haus ziehen; er solle sich nicht fürchten, denn er wolle bei ihm sein.

Ich sah, wie der hl. Josef diesen Befehl Gottes der hl. Jungfrau und dem Jesukinde bekannt machte, und wie sie ebenso schnell gehorjam alles zur Heimreise rüsteten, als sie es bei der Mahnung, nach Aegypten zu fliehen, getan hatten.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Gnadenkind.

(Fortsetzung.)

### Ein Ruf ins Kloster.

Wie schon angedeutet, bezogen sich die Arbeiten und Verrichtungen, zu welchen Anna Katharina im Gesichte angehalten wurde, auf die Bereitung des Bräutigams einer mit einem Königssohne verlobten Braut. Was etwa eine sorgende, erleuchtete Mutter an ihrem mit solchem Bräutigam verlobten Kinde erziehend tun würde, das geschah im Gesichte an Anna Katharina.

Sie hatte alles selbst herzustellen und fertig zu machen durch Arbeiten, wie sie für's irdische Leben und seine Bedürfnisse geschehen, die aber eine höhere Bedeutung und Wirkung hatten. So mußte sie den Acker bestellen, Flachs säen, Unkraut jäten, den Flachs ernten, rösten, brechen, hecheln, spinnen, weben und die Leinwand für die Brautkleider bleichen. Sie mußte schneiden, nähen, sticken auf die verschiedenste Weise, je nach der Bedeutung der einzelnen Kleidungsstücke, deren es sehr viele, und höchst mühsam zu bereiten waren. Diese Arbeiten im Gesichte waren die Sinnbilder oder die Bedeutung ihrer Mühn, Abtötungen und Ueberwindungen im täglichen Leben. Jeder Stich mit der Nadel für Herstellung des hochzeitlichen Gewandes war der Stich eines geduldig ertragenen Schmerzes, der ihre Verdienste mehrte und sie dem Ziele näher brachte. Eine unvollkommene, ungründliche Tugendarbeit kam im Gesichte als mißlungene Naht oder Stickerie vor, die aufgetrennt und erneuert werden mußte. Jede Ungeduld, jede Heftigkeit, jeder Mangel und die geringste Verfehlung erschienen als Beschädigungen, Trübungen und Flecken, welche durch vermehrte Anstrengung und Mühe gebessert und getilgt werden mußte. Alle diese Arbeiten stiegen mit verschiedener Mühseligkeit nach den Jahren, vom einfachsten Gewand bis zum festlichen Braut schmuck und zu allem Vorrat einer wohl ausgerüsteten Braut.

Diese Arbeiten flochten sich so einfach und natürlich in ihr äußeres Leben ein, daß Anna Katharina nie dadurch gestört wurde, ja, daß für sie ein innerer Unterschied dieser zweifachen Tätigkeit gar nicht bestand; denn beide waren eins durch die gleiche Absicht und Meinung, in welcher sie vollbrachte, und eins durch das Ziel, auf das sie gleichmäßig bezogen wurden. Die Arbeit im Gesichte ging der äußeren, alltäglichen voran, ähnlich wie das Gebet und die Erweckung der guten Meinung, womit ein frommer Christ sein Tagewerk beginnt und alle seine Handlungen für Gott und



die Erwerbung irgend einer Tugend aufopfert; und es konnte geschehen, daß Anna Katharina ein und dieselbe Arbeit nach dem Befehle ihrer Eltern oder ihrer Meisterin, und zugleich nach den Weisungen des Gesichtes auszuführen hatte. Sie bekannte einmal selbst hierüber:

„Ich kann nicht sagen, auf welche Weise mein Schauen dieser Bilder sich mit meinem Tun nach ihrer Bedeutung verband, aber ich handelte darnach, ohne etwas zu unterlassen, was das äußere Leben mir zu tun auferlegte. Ich meine, daß an jedem Menschen, der von Jugend auf mit Eifer seinem Ziel, der ewigen Seligkeit, entgegenarbeitet, dasselbe geschieht, nur ist die ihm zuteil werdende Führung Gottes für ihn eine unsichtbare. Ein anderer aber, der das Licht, die Gabe des Schauens, hat, könnte sie nach dem ganzen Verlauf überblicken. Wer die Führung auch nicht sieht, der wird doch nach ihr handeln und ihren ganzen Segen empfangen, sobald er allen Antrieben, Einsprechungen und Weisungen folgt, welche ihm Gott durch den Schutzengel, durch das Gebet, durch den Beichtvater, durch Vorgesetzte, durch das Priestertum der Kirche, sowie durch Ereignisse und Schickungen des täglichen Lebens zutommen läßt.

Das gewöhnliche Leben zeigte mir ferner, ich mochte hinblicken, wo ich wollte, nur die Unmöglichkeit, in ein Kloster zu kommen, das Gesicht aber führte mich immer und sicher dahin; und ich empfing stets die innere Weisung, daß Gott alles vermag und daß er mich zum Ziele führen würde. Das gab mir festen Mut.

(Fortsetzung folgt.)

### Verehrung des hl. Joseph.

Sicherlich hast du, lieber Leser, ein recht großes Vertrauen und eine innige Andacht zum heiligen Nährvater Jesu Christi, von dem die heilige Kirche sagt, daß der König des Himmels und der Erde ihn zum Herrn seines Hauses bestellt habe, gleichwie Pharaos einst den Patriarchen Joseph in Aegypten. Vielleicht hast du selbst von mancher außerordentlichen, auffallenden Hilfe zu erzählen. Es könnte aber auch sein, daß du manchmal lange um eine Gunst zu ihm gebetet, aber dieselbe schließlich doch nicht erhalten hättest, und daß du darob etwas mißtrauisch auf deinen auserwählten Beschützer geworden wärest.

Ein eifriger Verehrer des heiligen Nährvaters war einst auch ein reicher Edelmann. Alljährlich beging er mit seinem ganzen Hause den 19. März wie einen hohen Festtag, ließ im Verlaufe des Jahres keinen Tag vergehen, an dem er den Heiligen nicht durch ein frommes Gebet verehrte, und empfahl ihm jedes besondere Anliegen mit vorzüglichem Vertrauen. Da traf es zu, daß einer von seinen drei erwachsenen Söhnen starb, und zwar gerade am Feste des Heiligen, den er so sehr verehrte. Das Herz des frommen Vaters wurde darob tief betrübt; allein er rang nach Fassung und betete zu seinem himmlischen Beschützer, worauf Ruhe und Ergebung wiedertehrten.

Als aber im folgenden Jahre an demselben Tage gerade inmitten der Festfeier auch der zweite Sohn starb, da ward der arme Vater durch diesen Schlag derart verwirrt, daß er in der Aufregung beschloß, nie mehr das Fest des Heiligen zu feiern, damit nicht auch sein dritter und letzter Sohn vom Tode hingerastet würde. Gesagt, getan.

Im März des folgenden Jahres begab er sich auf eine Reise, um seinen schweren Kummer etwas zu erleichtern. Wie er nun allein und gedankenvoll seines Weges dahinwandelte, gewahrte er auf einmal eine Schar Raben, welche in einiger Entfernung ein lautes Gefrächze verführten. Er sah hin und erblickte die Leichen zweier jungen Leute, die an einem Baume hingen. In demselben Augenblicke erschien ihm ein Engel und sprach zu ihm: „Siehst du diese beiden jungen Leute? Wisse also, deine beiden Söhne würden in derselben Weise umgekommen sein, wenn sie am Leben geblieben wären. Weil du aber dem heiligen Joseph treu ergeben warst, hat er ihnen von Gott die Gnade erlangt, in ihrer Unschuld zu sterben, damit ihre Seelen von dem ewigen Verderben errettet würden. Kehre zurück in dein Haus und feiere auch fernerhin mit Ehrfurcht und Andacht das Fest des großen Heiligen, den du bisher so verehrt hast. Fürchte nichts für dein noch lebendes Kind; es wird ein frommes Leben führen, mit Hilfe der Gnade den Keim der Leidenschaften in seinem Innern ersticken und Gott treu dienend zu hohem Alter gelangen.“

Der Edelmann, von himmlischem Troste erfüllt, gehorchte dem Worte des Engels, dessen Voraussagung getreulich in Erfüllung ging. Der dritte Sohn, der am Leben blieb, wurde unter dem Schutze des heiligen Joseph ein vollendetes Vorbild aller Tugenden. Gegen Ende seines Lebens ward er zum Bischofe ernannt, als welcher er die Pflichten seines erhabenen Amtes mit größter Treue erfüllte.

Diese einer ganz glaubwürdigen alten Schrift entnommene Geschichte dürfte wohl manchem Leser unwahrscheinlich scheinen, wegen des auffallenden Zusammenstossens gewisser Vorfälle, sowie auch wegen der Ersehung und Rede des Engels. Allein wir wissen doch, daß Gott mit seinen Heiligen oft in auffallender Weise umgeht und ihnen außerordentliche Hilfe sendet, um sie aus mancher Gefahr zu befreien. Wir können somit die Möglichkeit des Erzählten nicht bezweifeln. Gesezt aber auch, es wäre die ganze Geschichte nur fromme Erfindung, so enthält sie doch einen sehr wahren und heilsamen Lehrsatz für uns. Wenn wir einen Heiligen um seine Fürbitte, oder Gott selbst um eine Gnade anflehen, sollen wir nie unbedingt verlangen, sondern nur, wenn es zum wahren Heile förderlich ist. So betend wirst du gar oft das Gewünschte, sicher aber jedesmal eine besondere Gnade von Gott erlangen.

### Von Pavianen geraubt.

Von A. S.

(Fortsetzung.)

Während ich über die seltsame Geschichte des Pavianmädchens nachsann und fand, daß sie eine sehr unbequeme Person sei, machte der Psad eine plötzliche Wendung.

„Sehen Sie“, rief Stella aus, „dort ist unsere Wohnung! Ist sie nicht schön?“ Ja, sie war in der Tat schön! Hier, an der westlichen Seite des großen Berges, schnitt eine Bucht ins Gebirge ein, die etwa 800 bis 1000 Schritte breit und einen Kilometer tief sein mochte. Am Ende des Einschnittes erhob sich die blanke Klippe zu einer Höhe von einigen hundert Fuß, und über ihr türmte sich der riesige Babyan-Peak gen Himmel.

Die Bodensfläche, von den Armen des Gebirges umschlungen, war durch geschickte Meisterhand in drei Terrassen abgestuft. Zur Rechten und Linken der



obersten Terrasse waren Bergspalten und aus jeder derselben kam ein Wasserfall von nicht unbedeutender Größe nieder. Die beiden Flüsse wandten sich später nach verschiedener Richtung, der eine floß nach Norden, der andere, dessen Lauf wir gefolgt waren, wand sich um den Fuß des Gebirges herum. Bei jeder Terrasse bildeten sie einen Wasserfall, sodaß der erstaunte Reisende sechs Wasserfälle zugleich vor Augen hatte. Dem Ufer entlang zu unserer Linken waren Kaffernkraale; sie hatten nach Basuto-Art zierliche Verandas, und ein großer Teil der Ebene war fleißig bebaut. Beständig wurde neuer Humus von den Berghöhen herabgespült, sodaß er in der Ebene in außerordentlicher Güte und Tiefe gelagert war.

Mit Staunen folgten meine Blicke dem schönen Fahrweg, der sich von Terrasse zu Terrasse hinaufwand und blieb endlich an dem die ganze Szene krönenden Wunder hängen. Mitten auf der obersten Plattform nämlich, die etwa acht bis zehn Morgen umfassen mochte, glänzten, rings von Drangenbäumen umgeben, Gebäude, wie ich ähnliche noch nie gesehen hatte. Sie bildeten drei Gruppen, die eine stand in der Mitte, die andere etwas zurücktretend, zu beiden Seiten. Die äußere Form hatte Ähnlichkeit mit einem Zulu-kraal, nur war sie um das Fünffache größer, und das Material bestand aus schön behauenen, weißem Marmor. Die einzelnen Quadersteine waren mit großer Exaktheit zu einem wundervollen Gewölbe zusammengefügt. Vom Mittelbau liefen drei überdeckte Gänge nach andern Gebäuden ganz ähnlichen Charakters, nur kleiner in der Form, und jede Gruppe war mit einer Marmormauer von etwa vier bis fünf Fuß Höhe umgeben.

Natürlich waren wir vorläufig noch zu weit entfernt, um all' diese Details unterscheiden zu können, allein schon die bloßen flüchtigen Umrisse setzten mich in nicht geringes Erstaunen. Selbst der alte Zudabasingi, auf den die Pavianfrau wenig Eindruck zu machen vermochte, rief hier voll Verwunderung aus: „Madoda, das ist ein Platz der Wunder! Wer sah jemals Kraale von solcher Größe und ganz aus glatten, schneeweissen Steinen erbaut?“

Stella beobachtete unsere erstaunten Gesichter offenbar mit großem Vergnügen, sagte aber nichts. „Baute Ihr Vater diese Kraals?“ stammelte ich endlich. „Mein Vater? O nein! Wie hätte er dies auch tun können? Ein einzelner weißer Mann bringt so etwas nicht fertig, und an den hiesigen Schwarzen hätte er bei diesem Werk auch keine Gehilfen gehabt. Nein, diese Marmorkraale sind sehr alt und dabei so gut und wundervoll gebaut, daß im Laufe von Jahrhunderten kein einziger Stein aus der Fuge getreten ist. Ich kann Ihnen übrigens den Steinbruch zeigen, dem sie entnommen sind. Er ist dicht nebenan, und dahinter ist der Eingang zu einem alten Bergwerk. Sicherlich haben Vergarbeiter diese Marmorbauten ausgeführt. Die Welt ist alt, und Gott weiß, wer schon alles hier gewohnt hat.“

Schweigend ritten wir weiter. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus, denn es war nicht so fast der einzelne Gegenstand, der mich fesselte und entzückte, als vielmehr die wunderbare Harmonie des Ganzen: der mächtige, weit in die endlose Ebene hinausschauende Bergfeg, die grotesken Spitzen und Klippen, die in allen Farben des Regenbogens funkelnden Wasserfälle, die beiden Flüsse, die das reich be-

baute Land umgürteten, das goldgeflechte Grün der Drangenhaine, die leuchtenden Kuppeln der Marmorbauten, das alles bildete im Verein mit tausend andern Dingen eine Szenerie, wie ich sie bisher in ganz Afrika noch nicht gefunden hatte. Dazu lag über diesem friedlichen Bilde die Ruhe des Abendhimmels. In wechselndem Farbenglanze hüllte die untergehende Sonne alle Kuppen und Berge in purpurfarbene goldumfüllte Mäntel, und auf den funkelnden Wassern lag etwas, wie das traumverlorene, selige Lächeln eines Kindes.

## 2. Kapitel.

Endlich hatten wir die Plattform der obersten Terrasse erreicht und ritten nun um die Mauer herum, welche die mittlere Gruppe der Marmorbauten umgab. Unser Kommen war von einer Menge schwarzer Eingeborenen bemerkt worden, über deren Rasse ich nicht recht klar werden konnte; doch schienen sie mir mehr den friedlichen Basutos anzugehören, als den kriegerischen Zulus. Sofort eilten einige von ihnen herbei, hielten die Pferde und halfen uns beim Absteigen. Ich begrüßte das als wahre Wohltat, denn ich war noch ganz steif und müde.

„Nun müssen Sie zu meinem Vater kommen“, sagte Stella, „ich bin doch begierig, was er zu all dem sagen wird, denn es ist doch zu seltsam und merkwürdig. Hendrika, nimm das Kind mit nach meiner Wohnung und gib ihm Milch, dann bring' es zu Bett! Ich werde gleich kommen!“

Hendrika ging mit einem häßlichen Grinsen fort, den Befehl ihrer Herrin zu erfüllen, mich aber führte Stella durch ein Tor der Mauer, die etwa zwei Morgen Land umschließen mochte. Welch' herrlicher Garten lag da vor meinen staunenden Augen! Ein großer Teil der europäischen Blumen und Gemüse war mir ganz unbekannt. Gleich darauf gelangten wir zum Mittelbau, dessen außerordentliche Schönheit und Vollendung hier zur vollsten Geltung kam. Eine moderne, zierlich aus rotem Holz gearbeitete Türe bildete den Verschuß. Stella öffnete, und wir traten ein. Das Innere bildete einen großen, lustigen Salon; alle Wände waren aus reinem, fein poliertem Marmor. Es herrschte darin ein wohlthuendes Halbdunkel; das Licht kam durch eine runde Oeffnung im Dach. Der Marmorboden war mit den landesüblichen Matten und Tierfellen belegt. An den Wänden standen wohlgefüllte Bücherchränke, in der Mitte war ein Tisch mit mehreren Stühlen, und im Hintergrunde stand ein Sofa, auf dem ein Mann ausgestreckt lag und eifrig in einer Buche las.

„Bist du es, Stella?“ fragte eine Stimme, die mir selbst nach so vielen Jahren merkwürdig bekannt vorkam. „Wo warst du denn so lange, mein Kind? Ich fürchtete schon, du habest dich verirrt!“

„Nein, lieber Vater, ich habe mich nicht verirrt, aber ich habe jemand gefunden und mitgebracht!“ In diesem Augenblick trat ich vor, sodaß das Licht auf mich fiel. Der alte Herr erhob sich von seinem Sofa und verbeugte sich sehr höflich. Er war ein Mann von feinem, vornehmen Aussehen, mit dunkeln, tiefliegenden Augen. Sein Gesicht war bleich und trug die Spuren vieler körperlicher und geistiger Leiden.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, mein Herr“, begann er. „Es sind schon viele Jahre her, seit ich in dieser Wildnis keinen Europäer mehr gesehen habe. Wenn ich mich nicht täusche, sind Sie ein Engländer,



also ein Landsmann von mir und demnach doppelt willkommen.“ Damit verbogte er sich abermals und hielt mir seine biedere Rechte entgegen.

Tief gerührt ergriff ich die dargereichte Hand, und indem ich dem edlen Greis ins treue Auge sah, kam mir plötzlich sein Name wieder. „Auch mich freut es sehr, Sie endlich wieder einmal zu sehen“, entgegnete ich. „Wie geht es Ihnen denn, Herr Carlson?“

Entsetzt fuhr der gute Mann zurück, als hätte ich ihm einen derben Schlag versetzt. „Um Gottes willen“, rief er aus, „wer hat Ihnen denn meinen Namen genannt? Es ist ein toter Name, und ich will ihn nicht mehr hören! Stella, warst Du es etwa? Ich verbot Dir doch, diesen Namen über die Lippen zu bringen!“

„Nein, Vater“, erwiderte sie erschrocken. „Ich habe ihn nicht genannt!“

„Mein Herr“, unterbrach ich sie, „wenn Sie es gütigst gestatten, will ich Ihnen sagen, woher ich Ihren Namen weiß. Erinnern Sie sich noch, wie Sie vor vielen Jahren ins Studierzimmer eines Geistlichen in Oxfordshire traten mit der Meldung, daß Sie England auf immer verlassen wollten?“

Er nickte beistimmend.

„Entsinnen Sie sich auch eines kleinen Knaben, der bei diesem Anlaß vor dem Kamin auf einem Teppich saß und mit einem Bleistift schrieb?“

„Ja, ich erinnere mich dessen genau.“

„Gut, mein Herr, jener Knabe war ich, Allan Quatermain. Meine Mutter und alle meine Geschwister sind bald darnach gestorben; mein Vater aber, Ihr alter Freund, wanderte aus und starb letztes Jahr im Kaplande. Doch, damit ich meine Geschichte vollende, ich verließ darauf mein afrikanisches Heim und gelangte nach vielen Abenteuern in Begleitung eines Kaffern und eines kleinen Mädchens in die Wüste, die da drüben beginnt. Drei Tage lang waren wir ohne Nahrung und ohne Wasser, und wären alle miteinander elendiglich umgekommen, wäre nicht Ihre Tochter, Fräulein —“

„Nennen Sie meine Tochter einfach Stella“, unterbrach er mich hastig. „Ich kann, wie gesagt, den Namen nicht hören; ich habe ihm abgeschworen!“

„Gut, Fräulein Stella also fand uns durch einen glücklichen Zufall und rettete uns das Leben.“

„Durch Zufall, sagten Sie, Allan Quatermain? O, mein Freund, das ist kein Zufall — ich kann das häßliche Wort überhaupt nicht leiden — ein solches Zusammentreffen von Umständen entspringt einem höheren Willen, als dem unsrigen. Doch willkommen nun, herzlich willkommen, Allan Quatermain, Sohn meines alten, guten Freundes! Wir leben hier wie in einer Einsiedelei, und Gottes schöne Natur ist unsere einzige Freundin. Was wir haben, teilen wir gerne mit Ihnen. — Doch, Sie müssen nach solchen Strapazen sehr hungrig sein. Schonen Sie sich! Stella, es ist Zeit zum Abendessen! Morgen, Allan, wollen wir uns dann in aller Ruhe unterhalten.“

Auf die weiteren Vorkommnisse an jenem Abend kann ich mich nicht mehr entsinnen. Nur das Eine weiß ich noch: ich saß neben Stella an einem wohlbesetzten Tisch, dann überfiel mich plötzlich eine außerordentliche Müdigkeit, und ehe ich mich versah, lag ich in einem tiefen, tiefen Schlaf. —

Als ich erwachte, lag ich in einem bequemen Bette in einem Marmortraal, der genau nach dem Muster

des naitleren gebaut war. Während ich überlegte, welche Zeit es wohl sein möchte, kam ein Eingeborener herein und brachte mir frische, saubere Wäsche und Kleider und ein paar Augenblicke später — o Luxus über Luxus — eine Badewanne, die er mit frischem Wasser füllte. Eine Viertelstunde darauf fühlte ich mich wie neugeboren! Wie durch einen Zauberschlag fühlte ich meine frühere Kraft und Elastizität zurückgekehrt. Durch einen überdeckten Gang gelangte ich in den Mittelbau. Hier war bereits der Tisch zum Frühstück gedeckt; es standen so auserlesene Sachen darauf, wie ich sie seit Monaten nicht mehr gesehen hatte. In einem Torweg stand Stella und führte die kleine Tota an ihrer Hand.

Stella war sehr einfach gekleidet; sie trug ein leichtes blaues Kleid mit breitem Kragen, das um die Taille durch einen schmalen Ledergürtel zusammengehalten wurde. Vor der Brust steckte ein Zweig von Orangenblüten, und ihr krauses Haar war zu einem Knoten verschlungen. Sie blickte mit vieler Liebe zu Tota nieder, die sich unter ihrer liebenden Sorgfalt ebenfalls ganz verändert hatte. Das muntere Kind trug ein helles Kleidchen von demselben Stoffe wie Stella; ihr blondes Haar war frisch gekämmt, und man konnte kaum glauben, daß es dasselbe Kind sei, das Tags zuvor Indabasimbi und ich Stunde für Stunde durch die wasserlose Wüste geschleppt hatten.

„Wir müssen allein frühstücken, Herr Allan“, begann Stella: „mein Vater wurde durch Ihre unerwartete Ankunft so angegriffen, daß er noch nicht aufstehen kann. O, Sie glauben gar nicht, wie lieb es mir ist, daß Sie gekommen sind. Ich bin in letzter Zeit um den guten Vater viel besorgt gewesen. Er wird immer schwächer und schwächer, nur selten verläßt er mehr das Haus, und somit habe ich alles auf der Farm anzuordnen. Er selbst tut nichts als lesen und studieren.“

In diesem Augenblicke trat Hendrika herein. Sie trug in der einen Hand einen Topf Kaffee, in der andern eine Tasse Milch und setzte beides auf den Tisch, wobei sie mir grimmige Blicke zuwarf. „Nimm dich in acht, Hendrika!“ rief Stella, „du verschüttest sonst den Kaffee! Sie wundern sich vielleicht, Herr Allan, daß wir hier in der Einsamkeit frischen Kaffee haben; allein wir ziehen ihn selbst. Sie werden sich überhaupt wundern, was wir mit Gottes Hilfe alles zuwege gebracht haben. Allerdings haben wir schwarze Arbeiter im Ueberfluß und alle die Leute hier herum betrachten meinen Vater als ihren Chief.“

„Das verstehe ich noch eher“, entgegnete ich, „aber wo haben Sie denn alle diese modernen Luxusgegenstände her? Ich meine die Bücher, Möbel, das Porzellan, die Messer und Gabeln usw.“

„O, das ist sehr einfach. Die meisten Bücher brachte mein Vater gleich mit hieher, und etwa alle drei Jahre schicken wir eine kleine Expedition mit verschiedenen Wagen geraden Wegs nach Durban in Natal. Die Wagen nehmen von hier Elfenbein und andere wertvolle Exportartikel mit und kehren nach einem Jahre mit verschiedenen Gütern, die wir aus der zivilisierten Welt beziehen, zurück. Somit sind wir trotz unserer Einsamkeit nicht ganz von der übrigen Welt abgeschnitten.“

„Haben Sie niemals so eine Expedition begleitet?“

„Nein, ich bin nie mehr als eine Tagereise vom Babians-Beak entfernt gewesen, deshalb habe ich aber von meinem Vater doch eine gute Erziehung genossen.“



Ich habe nicht nur viele englische Bücher gelesen, sondern auch manche französische und deutsche."

"Und möchten Sie nicht wieder in die Welt zurückkehren?"

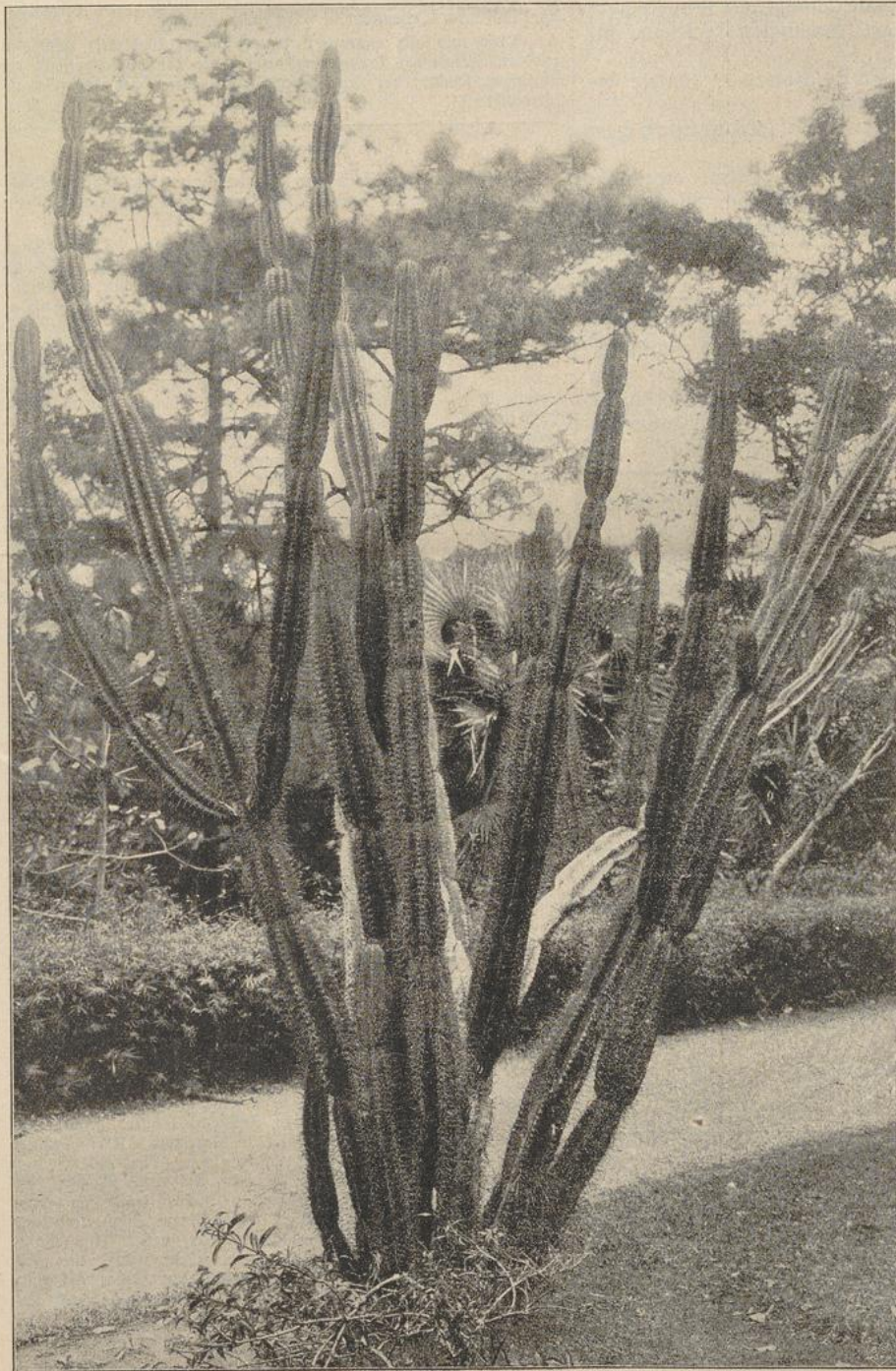
"Manchmal wohl, wenn ich mich gerade einsam fühle. Allein mein Vater hat wohl recht, wenn er sagt, das lärmende Getriebe der Welt würde mich erschrecken und ängstigen. Er selbst wenigstens will nie mehr dorthin zurückkehren, das weiß ich. Kurz, Herr

Quatermain, wir machen unser Leben nicht selbst; wir müssen es eben nehmen, wie wir es finden. Doch, wie ich sehe, sind Sie jetzt mit dem Frühstück fertig. Wenn es Ihnen beliebt, will ich Ihnen nun unser kleines Reich zeigen!" (Fortf. folgt.)

Die Menge und das Gewicht eines Heuschreckenschwarms schätzungsweise zu berechnen, hat unlängst ein Mitarbeiter des „Diarios Popular“ in Pelotas unternommen,

als dort ein gewaltiger Schwarm vorbeizog. Er gelangte zu folgendem Ergebnis: Die Heuschrecken machten, wie mit der Uhr in der Hand festgestellt wurde, durchschnittlich 270 Meter in der Minute. Da der Vorbeizug des Schwarms 1 Stunde und 25 Minuten in Anspruch nahm, konnte die Länge desselben auf 22,9 km geschätzt werden, die Breite wurde auf 8000 bis 9000 m geschätzt, die Höhe des Schwarms auf etwa 400 Schichten. Unter Zugrundelegung dieser Zahlen und unter Berücksichtigung, daß jede Heuschrecke durchschnittlich einen Raum von 12 Quadratzentimeter beansprucht, ergibt sich, daß etwa 68 Billionen und 850 000 Millionen vorbeizogen. Nimmt man das Durchschnittsgewicht einer Heuschrecke auf 1,40 gr an, so ergibt sich für den ganzen Schwarm ein Gewicht von 96 390 000 Metertonnen, d. h. ein Gewicht, zu dessen Fortschaffung 6 885 000 Frachtwaggons der Vagebahn erforderlich wären.

Verschiedene Kaktusarten wachsen auch in trockenen Gebieten Amerikas, besonders in Mexiko, wo sie durch seltsames Aussehen und massenhaftes Vorkommen den landschaftlichen Charakter bestimmen. Es gibt Kaktusbäume, mit säulenartigen, gerippten Stämmen über 12 m hoch. Zahlreiche Arten sind beliebte Warmhaus- und Stubenpflanzen. Mißbildungen mit verbänderten u. darmförmig gewundenen Gliedern sind sehr gesucht.



Kaktus im botanischen Garten in Durban, Natal.



**Apothekerlatein.** Der „Kleinen Presse“ sendet man aus der Wetterau folgende noch immer gute Schnurre: Einst kam ein altes, abgezebrtes Männlein in eine Landapothek und verlangte Hirschfett, Dachsfett, Zgelfett, Mückenfett, und — Armenfünderschmalz. „Jedes extra!“ fügte er bedeutungsvoll, fast mißtraulich hinzu. Der Apotheker tat die vier erstgenannten Artikel der Reihe nach in ganz kleine Schächtelchen, und bat dann, beim Armenfünderschmalz angelangt, seinen Mitarbeiter: „Holen Sie doch mal von dem Adeps suillus (d. i. Schweineschmalz) aus dem Keller.“

„Ist das von einem Gehängten?“ fragte in zwischen der Alte.

„Nein, von einem Erströhenen,“ lautete die knappe Antwort des Apothekers.

„Was hat denn der Alex Willus verbrochen gehabt?“ fragte der Alte weiter.

Diese Frage brachte den im Dienst ergrauten Apotheker, dessen Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe über jeden Zweifel erhaben war, in die größte Verlegenheit. „Ja, wissen Sie,“ erwiderte er, nachdem er sich wiederholt geräuspert und seine Brille gepußt hatte, „das ist eigentlich Dienstgeheimnis. Aber Ihnen will ich's anvertrauen: Er hat seine Nase in jeden Dreck gesteckt und“ — dies raunte er dem Alten mit Rücksicht auf die Anwesenden ganz leise ins Ohr — „und ist überhaupt seiner Lebtag e großi Sau geweest!“ Der Alte nickte verständnisvoll und zog mit seinen fünf Fetten von dannen.

**Zahlung rückständiger Abonnements des Vergißmeinnicht pro 1908 und Vorauszahlung des Vergißmeinnicht pro 1909 geschieht in Deutschland am einfachsten per Postanweisung, in Oesterreich-Ungarn und der Schweiz durch Postcheck.**

### Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Gemmerden, Billerbeck, Bonn, Steinfeld, Hattingen, Ihlendorf, Aidenbach, Schleching, Diepoldskirchen, Giesing, Gablingen, Mittelham (F. v. Eichstädt), Wiesmühl, Weismain, Augsburg, Pettingen, Untermittighausen, Gedanten, Ramsberg, Vortal, Vergtheim, Drachelsried, Bamberg, Grünwald, Weißenhorn, Günzburg, Hartpenning, Mainz, Aidhausen, Knezzgau, Pasing, Dirichenreuth, Oberammergau, Oberseebach, Erbach, Hochhausen, Ettlingen, Künzelsau, Bohenheim.

### Dank sagungen

sind eingegangen aus (Veröffentlichung war versprochen): Linz, Niedervasen, Delang, Gartspohl, Leopoldschlag, Mrs. Elizabeth Tzippe in De Emet-Co. Daf., Wallenstadt, Vortal, Schirgisreide, Weißenhorn, Aidhausen, Mülhausen, Erbach, Ebringen, Mondfeld, Vortal.

### Herzlichen Dank

dem edlen Spender für die uns geschenkte Schußwaffe für die Bienenzüchter-Schwesler.

### Gebets-Empfehlungen.

Ein langjähriger Prozeß. Um Glück und Segen. Um Bekehrung eines Bruders. Um glückliche Operation. Um Sinnesänderung eines Vaters. Zwei Gemütskranke. Um guten Geldverkauf. Abwendung eines Prozesses. Mehrere Kranke. Erstkommunikanten. Eine Mission in der Charwoche. Glückliche Entbindungen. Augenleidendes Kind. Schwere Anliegen. Günstigen Geschäftsvorfall. Augenleidende. Trunksüchtige. Um Frieden unter

Verwandten. Mehrere Anliegen. Einige Brautpaare. Glückliche Standeswahl. Halsleiden. Kinderlegen. Preßhaftes Kind. Guter Hausverkauf. Glückliche Ehe. Einige Familien. Eine Witwe mit ihren Kindern. Familienfrieden. Ein Verunglückter. Ein Totfranker. Bekehrung eines Bruders. Vom Glauben Abgefallene. Ein Militärpflichtiger. Gute Heirat. Um Glück und Segen. Bedrängte. Stotternbe. Ausgeartete Söhne und Töchter. Gute Kindererziehung. Fußleidende. Herzleidende. Glück Sterbestunde. Nasenleidende. Um verlorenes Gut. In Geldnot. Drei kranke Kinder. Um Bewahrung der Unschuld. Besserung eines Sohnes. Ein schwachsinziger Knabe. Guten Ausgang eines Prozesses. Ein Priester in China. Studenten. Gutes Examen. Um Erlangung der gew. Anstellung. Schwere Familienanliegen. Blinde. Beharrlichkeit im Ordensstande. Verloste Sünder.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionschwesler, der schwarzen Kinder, der Neubekehrten und aller Leser des Vergißmeinnicht.

### Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliefern unseres Wohltäter-Vereins sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Franz Rösch, Freiburg. Anna Konz, Wiesau. Therese Paul, Binswang. Matthias Schmid, Giesing. Aug. Schuß, Pfr., Schöneburg. Emilie Sobotta, Neustadt. Mère Maria Sibylle, St. Ursula, Würzburg. Superiorin Agnes de Chantal de Beaurepaire, Tournai. Franz Traggen, Attinghausen. Barb. Kunz, Flums. Frau Bedmann, Davos. Theres Chberger, Tuntenhäusern. Ottilie Pfahler, Solzheim. Johann Lammers, Maria Lammers, Elisabeth Willenbring, St. Helena (Nehr.). Elisabeth Haefner, Elisabeth Zwickl, Lorenz Göttel, Herndon-Kanjas. Amalia Uebbing, Maria Kiefer, Buffalo-N. J. Walburga Vogl, Amberg. Karl Sauer, Hofschnebach. Pfarrer Emil Merkert, Neuthard. Thella Marlet, Therese Brand, Mondfeld. Elise Buchauer, Siggensham. Jos. Wand, Solungen. Karl Schwarz, Ratibor. Josef Haimerer, Balthasar Steffelbauer, Alois Schwarz und Anna Rößle, Harthausen. Georg Fischer, Klara Fischer, Wilhelm May, Wollbach. Theresia Möhle, Altmühlhofen. Josef Lachner, Pfarrer, Mariapfarr. Anna Schrank, Travösch. Juliane Warzer, Resselbach. Barbara Dierzil, Klagenfurt. Georg Fürst Lobkowitz, Prag. Vinzenz Jammernegg, Maria Jammernegg, Greith-Gleimstätten. Aloisia Nabel, Freudenthal (Schlef.). Theresia Hiesmeier, Kematen. Anna Bichel, Rottwiz. Alois Schelch, Leibniz. Theres Hiesmeier, Kematen. Barbara Dauer, Straden. Andreas Konrad, St. Veit am Voggau. Ignaz Kory, Breslau. Mathias Rutzke, Heilsberg. Vitus Baur, Egling. Lena Gerth, Ebringen. Hochw. Josef Spehler, Kloster Spielberg. Viktoria Schönbberger, Odenbrunn. Martin Fischer, Oberammergau. Mathilde Kraus, Kusdorf. Marg. Grel, Ebern. Anna Schneider und Josef Geisberger, Altditting. P. Mathias Maier O. C., Altditting. Josefine Leuthardt, Arlesheim. Johannes Greiner, Binningen. Aigner, Kleinting. Theres Wächner, Kitzingen. Franz Kaver Sureich, Wolbeck. Matthias, Josef und Andreas Bell, Speßart. Adam Kneip, Oberwies. Pfarrer Roup, Münstermaifeld. Maria Marg. u. Adam Schröder, Kerich. Marg. Brenner, Andernach. Karl Römer, M. Brodhagen. Elisabeth Lungenwiz, Essen. Franziska Adelheid Ley, Bergeborbeck. Helena Lejo, Aidenau. Ehrw. Schwester Salefia und Peter Köpfer, Hildesheim. Colon Ihlendorf, Ihlendorf. Fingchen Fehr, Eller. Siepmann, Werden. Wwe Hartmann, Adln. Georg Wolf, Gelsenkirchen. Matth. Gilles, Speßard. Ww. Jeller Uppgang, Hengeler. Pfarrer Mertens, Winden. J. Boß, Rath. Maria Salome Junfer, Eisenborn. Theresia Schäfer, Hochhausen. Frau Rösch, Freiburg. Philipp Bäch, Jmspan. Luise Stolz, Ditzelhausen. Theresia Geier, Tauberscheidheim. M. Anna Ruchor, Schippach. Theresia Merz, Waldshut. Franz Weitmayer, Gmünd. Ww. Christina Kühne-Velbling, Kieben. Frä. Theresia Heim, Theowil. Viktor Wiberboß, Biel (Wallis). Frau Magdalena Schäfer-Sifert, Ueberstorf. Helena Will, Josef Kling, Anastasius Sauer, Franziska Sauer, Ottila Sauer und Johann Adam Sauer, sämtliche in Segelsbach. Karl Trabert, Barbara Trabert und Josefa Uht in Rothhof. Landwirt Ritz und Frau Plappert, Ketten. Franz Jos. Käl, Friederika Weider, Barbara Ritz, Rosalia Fischer, Klementina Dahn, Friedolina Dahn, Heinrich Dahn, Franz Josef Mihm, dessen Frau Mihm, Johannes Höbler, dessen Frau Höbler, Kaspar Möller, dessen Frau Möller und Georg Weber, sämtliche in Geismar. Oskar Appel, Alexander Wiegand und Anastasia Wiegand, Nasdorf. Herr Weber, Wehrden. Frau S. Biffens, Ebern. Konrad Fischer und Gertrud Stod, Kressfeld. Katharina Jimons, Brand.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.